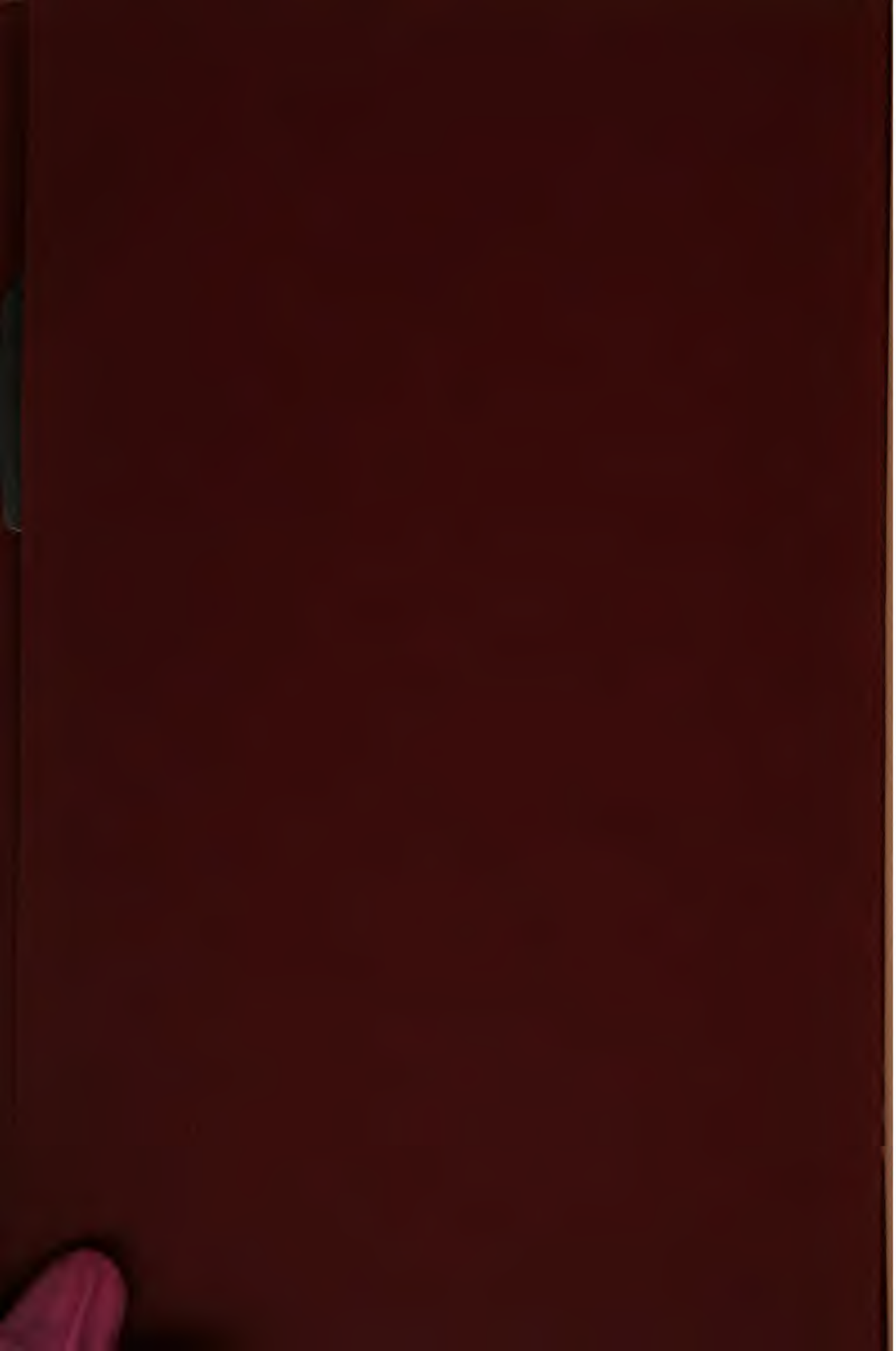
DIE KUNST DES ÜBERSETZENS

VON PAUL CAUER









Die
Kunst des Übersetzens.

Ein Hilfsbuch
für den
lateinischen und griechischen Unterricht.

Von

Paul Cauer.

Vierte, vielfach verbesserte und vermehrte Auflage.

Mit einem Exkurs über den Gebrauch des Lexikons.



Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1909.

Das Maß, das der Verstand an die Dinge legt, geht nie rein auf. Das meiste in der Welt wird durch inkommensurable Größen gemacht.

Rembrandt als Erzieher.

Den alten Freunden

Ewald Bruhn
in Frankfurt a. M.

Anton Funck
in Sondershausen

in treuem Gedenken

an die

gemeinsamen Kieler Jahre



Vorwort.

Siebzehn Jahre ist es her, daß ich zum ersten Male, als Privatdozent an der Universität Kiel, „über philologischen Unterricht an Gymnasien" las. Aus einem Teil des Kollegs entstand das vorliegende Buch, das zuerst Ende 1893, dann wieder 1896 und 1903 erschienen ist. Die neue Auflage darf als eine vielfach auch vermehrte bezeichnet werden, obwohl der Umfang nicht gewachsen ist. Wo Beispiele hinzutraten, sind frühere, minder wirksame weggefallen, manche Ausführung ist gekürzt worden, um für erweiterte Beobachtungen, hier und da auch für tiefer dringende Betrachtung Raum zu schaffen. Neuen Stoff und neue Anregung gewährte, von Beiträgen Befreundeter abgesehen, vor allem der Anteil, mit dem ich in meiner jetzigen amtlichen Stellung die Tätigkeit von älteren und jüngeren Berufsgenossen an mehr als zwanzig höheren Schulen zu begleiten habe. Dazu kam, daß ich in derselben Zeit — seit 1905 — den akademischen Unterricht wieder aufnehmen durfte mit Vorlesungen und Übungen, in denen doch auch das Übersetzen seinen Platz hat. Homer, Platon, Thukydides, Horaz boten vertraute und dabei immer wieder neue Aufgaben; bei der Interpretation von Amor und Psyche sollte versucht werden, den Stil des Apuleius in den Formen unsrer Sprache nachzuempfinden. Die besonderen Schwierigkeiten, die sich einer solchen Verdeutschung entgegenstellen, stärkten das eigne Bewußtsein von der Arbeit, die im Übersetzen zu leisten ist, und kamen so mittelbar auch diesem Buche zu statten.

Der Gedanke lag nahe, und wurde von Carl Bardt in einer freundlichen Rezension als Wunsch ausgesprochen, der neuen Auflage möchte eine Reihe zusammenhängender Übersetzungsproben beigegeben werden (BphW. 1904 S. 632). Material dazu aus älterer und jüngerer Zeit war vorhanden, so daß es kaum nötig gewesen wäre ein Stück für den augenblicklichen Zweck erst zu erarbeiten; aber Auswahl und abschließende Redaktion hätten ein Maß von Ruhe und Sammlung erfordert, wie es am Schluß dieses Winters für mich nicht mehr erreichbar war. So mag die Verwirklichung solcher Absicht einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Auch darin hatte Bardt im Grunde Recht, daß der vor 6 Jahren hinzugefügte Anhang über das Präparieren zu dem sonstigen Charakter des Buches nicht ganz stimme. Dem ist nun dadurch Rechnung getragen, daß er, mit etwas verändertem Thema, in kleinerem Druck erscheint. Ihn wegzulassen konnte ich mich nicht entschließen, aus praktischen Rücksichten. Einmal bot sich hier — abgesehen von Kapitel II — der natürlichste Anlaß, ein wenig doch in das Gebiet der neueren Sprachen hinüberzugreifen. Auch sie können so betrieben werden, daß durch den Unterricht das Denken vertieft, der ursprüngliche Sinn von Worten und Satzformen und damit ein Stück Entwickelungsgeschichte des Geisteslebens aufgedeckt wird. Mit welchem Ernst man hier und da in dieser Richtung tätig ist, habe ich mehr und mehr erfahren. Der Vertreter der englischen Philologie an unsrer Universität, Professor Otto Jiriczek, erfreute mich durch eine Anzahl lehrreicher Fälle aus der Praxis seines Seminars, von denen ich mündlich, in einem Kolleg über sprachlichen Unterricht, dankbar Gebrauch gemacht habe; und bei Besuchen in englischen und französischen Lehrstunden gab es manches Tüchtige und Fördernde zu vernehmen. Zugleich aber ist mir in den letzten Jahren schärfer noch als früher die Tyrannei fühlbar geworden, die der herrschende Typus neusprachlicher Schulausgaben mit ihren Anmerkungen und Wörterverzeichnissen ausübt, wie

durch sie der Unterricht in seiner Lebenskraft gehemmt, wie er dazu gedrängt wird, die Sprache äußerlich anzufassen, mechanisch anzueignen. Den Männern, die gegen solche Schädigung ankämpfen, auch außerhalb des amtlichen Bereiches Bundesgenossenschaft zu leisten war Pflicht; und doch sollte, was dabei zu sagen war, den Zusammenhang der eigentlichen Darstellung nicht unterbrechen.

Latein und Griechisch sind heute von einer ähnlichen Gefahr bedroht durch das Überhandnehmen einer gewissen Sorte von gesetzlich nicht anfechtbaren Hilfsmitteln. Die neuere Entwickelung, in welcher gelehrte Forschung und Praxis des Unterrichtes, jede auf ihrem Gebiete sich vervollkommnend, mehr und mehr auseinandergingen, hat es mit sich gebracht, daß unter den Ausgaben Kommentaren Wörterbüchern diejenigen an Zahl und Beliebtheit gewinnen, die der Jugend am wenigsten Arbeit und eignes Denken zumuten. Der Verflachung und Verarmung, die so in den philologischen Unterricht eindringen will, gilt es zu widerstehen; nicht durch Vorschriften und Verbote, sondern durch sorgsame, mit Zähigkeit fortgesetzte Anleitung zu einem Verfahren, das elementar und wissenschaftlich zugleich ist und, indem es auf die Bedürfnisse und Fähigkeiten der unteren Stufen eingeht, schon die selbständige Arbeitsweise der höheren vorbereitet. Um das Äußere solches Verfahrens einigermaßen anschaulich zu beschreiben, war eben auch ein Platz außerhalb des Hauptrahmens erwünscht.

Seinen Unterricht auf dem gedrückten Niveau zu halten, auf dem Speziallexika und „Schülerpräparationen“ als Wohltat empfunden werden, kann man nicht leicht jemanden hindern; doch kann man immer wieder das Bessere und Kräftigere dagegen stellen. Die Veranstalter des verbreitetsten Unternehmens jener Gattung, die Professoren Krafft und Ranke in Goslar, haben in einem Flugblatt, vom November 1908, zur Abwehr eines Angriffes ihre Grundsätze mit aller Aufrichtigkeit dargelegt. Sie meinen der deutschen Jugend

einen Dienst zu leisten, wenn sie auf die „Abnahme des Gedächtnisses“, überhaupt auf die Schwäche „des heutigen Schülergeschlechtes“ Rücksicht nehmen und den sinkenden Kräften mit freundlicher Einzelhilfe nachgehen. Daß diese Art von Pädagogik der Neigung unsrer Zeit entspricht, glauben sie mit Recht; daß sich Autoritäten für sie geltend machen lassen, ist zuzugeben; daß sie in die staatliche Organisation unseres höheren Schulwesens einzudringen mehr und mehr schon begonnen hat, daran darf ich nicht denken, um nicht bitter zu werden. Erfreulicher ist es, den Kampf im Positiven zu führen, wo es doch an rüstigen Mitstreitern auch heute nicht fehlt. So lange wir atmen und dazu im stande sind, wollen wir nicht aufhören mit Wort und Tat für die Überzeugung zu protestieren, daß Gängelband und Krücken Kindern und Kranken dienen mögen, für den gesund Heranwachsenden aber kein Mittel sind um gehen zu lernen; daß Erziehung den Menschen nur dann emporheben kann, wenn sie ihn von Anfang an höher stellt als er zu verdienen scheint; und daß deshalb von der Kraft nicht von der Schwäche der Maßstab unsres Wollens, der Anhalt für unser Tun hergenommen werden muß, wenn es gelingen soll, was doch die Pflicht der Erzieher ist, dazu zu helfen, daß immer das kommende Geschlecht stärker und besser werde als das gegenwärtige.

Münster i. W., Ostern 1909.

Paul Cauer.



Einleitendes.

Begrenzung der Aufgabe.

Est quadam prodire tenus, si non datur ultra.
Horaz.

Als König Ptolemäos Philadelphos die heiligen Schriften der Juden ins Griechische übertragen zu sehen wünschte, ließ er siebzig jüdische Gelehrte in ebenso vielen Zellen auf der Insel Pharos einschließen und jeden für sich eine Übersetzung anfertigen; als man dann die Resultate der Arbeit verglich, stimmten sie alle wörtlich überein. Diese hübsche Geschichte ist ein Lieblingstück unsrer populären Bibelkunde geworden; und mit verständlichem Instinkt hat sich gerade die Schule ihrer bemächtigt. Denn sie ist innerlich verwandt mit jener naiven Auffassung des Verhältnisses zwischen verschiedenen Sprachen, von der die meisten Schüler und manche Lehrer beherrscht werden. Wer zuerst anfängt Wörter und Formen einer fremden Sprache zu lernen, erwartet nicht anders, als daß sie denen, die er kennt, Zug für Zug entsprechen werden. Noch erinnere ich mich der Beunruhigung, die ich als Sextaner empfand, da ich begreifen sollte, daß die Freude im Lateinischen ein Neutrum sei. Gegen dergleichen Überraschungen nun wird ja auch der jugendliche Geist bald abgehärtet. Aber im Grunde bleibt doch die Überzeugung stehen, daß zwei Sprachen nur ein doppelter Ausdruck für dieselbe Sache seien, daß für jeden Satz, der in der einen ausgesprochen ist, ein genau gleichwertiger in der andern vorhanden sei, und daß solche Übereinstimmung nichts Wunderbares habe, vielmehr auf der natürlichen Ordnung der

Dinge beruhe. Der Unterricht, dem es obliegt den Verstand in stramme Zucht zu nehmen und eine Schar von 20, 30 oder mehr kleinen Menschen an ein geordnetes und gleichartiges Denken zu gewöhnen, kann gar nicht anders als von gesetzmäßigen Beziehungen zwischen den Teilen, die er verbinden soll, ausgehen. Er muß kategorisch erklären: das und das „heißt“ auf lateinisch so und so; diese Übersetzung ist falsch, jene richtig. Unablässige, tägliche und stündliche Arbeit wird erfordert, um ein System fremder Flexionsformen, einen ausreichenden Vokabelschatz, vollends später um feinere syntaktische Verhältnisse zu allgemeinem und sicherem Besitz zu bringen. Da ist es begreiflich, wenn auch der Lehrer, der inmitten dieses Betriebes tagaus tagein sich abmüht, nach und nach von der schülerhaften Betrachtung der Dinge angesteckt wird. Mag er beizeiten dagegen ankämpfen, immer wieder wird er in Gefahr kommen, das, was Mittel zum Zweck ist, für die Sache selbst zu nehmen, und zufrieden zu bleiben wenn er es dahin gebracht hat, daß für *non ignoro* gleich von selber „ich weiß wohl“, für *non magis quam* „ebenso wenig wie“ gesagt, jeder lateinische Potentialis mit „dürfte“ wiedergegeben wird.

Dem Übel wird scheinbar dadurch abgeholfen, daß man auch auf die Abweichungen des deutschen Sprachgebrauchs vom fremden fleißig achten lehrt. Aber indem man diese in Regeln zusammenzufassen sucht, geschieht es bald, daß der eben hinausgetriebene Irrtum von der andern Seite wieder hereintritt. Die Meinung, daß es für jede deutsche Wendung eine von Natur gleichbedeutende lateinische oder griechische gebe, ist nicht erschüttert, wenn man auch gelernt hat, daß die dem Sinne nach gleichen Ausdrücke in bestimmten Fällen unähnliche Form haben. In Prima las ich einmal die Ode auf Licymnia: *quam nec ferre pedem dedecuit choris* „der es wohl anstand den Fuß zum Reigen zu heben.“ Das war nichts. Ich versuchte auf einem kleinen Umwege zu dem richtigen Verständnis zu führen: Horaz will rühmen, daß die Geliebte des Mäcenas auch bei ausgelassenem Spiel die Grenzen des Anstandes niemals überschritt;

also etwa „die es verstand mit Anmut den Fuß zu heben.“ Aber die negative Wendung wollte mein junger Freund nicht gelten lassen: *non dedecet* sei eine Litotes, bedeute also ein verstärktes *decet*. Auch das ist mir schon vorgekommen, daß jemand ein Anakoluth erklärt zu haben meinte, indem er es so benannte, und sehr erstaunt war zu hören, „Anakoluth“ bedeute „Inkonsequenz“, bezeichne also eine Stelle, die der Erklärung erst noch bedürfe. Nachdrücklich warnte Moriz Haupt in seinen Vorlesungen[1]) vor dem Gebrauch solcher grammatischen Kunstausdrücke — Ellipse, Pleonasmus, Enallage u. s. w. —, wodurch Erscheinungen des Sprachlebens äußerlich zusammengefaßt würden, während es darauf ankomme den Vorgang in der lebendigen Menschenseele zu erfassen, auf dem jedesmal die Erscheinung beruhe.

Doch dazu gehört Ruhe und Vertiefung; und die lassen unsere immer künstlicher aufgebauten Lehrpläne auch da nicht leicht zu, wo sie eine Sache zu fördern meinen. Dem Übersetzen ins Deutsche sind sie ja scheinbar günstig; schriftliche Arbeiten dieser Art bilden einen Teil der vorgeschriebenen Leistungen und spielen auch bei Prüfungen eine Rolle. Die Besorgnis aber, die von mir an dieser Stelle wiederholt geäußert worden ist, daß eben hierdurch der Mechanisierung des Übersetzens und Erklärens Vorschub getan werden würde, hat der Verlauf in den letzten anderthalb Jahrzehnten nur zu sehr bestätigt. Der Gedanke an die „Zielleistung“ mußte den Gang des Unterrichts mit bestimmen; er drängte dahin, daß man einen festen Schatz von Formeln und Kunstgriffen auszubilden und anzugewöhnen suchte, um jedesmal so schnell wie möglich vom fremden Texte zu einer eleganten Verdeutschung zu gelangen. Es ist ja schwer — und doch das, wonach wir streben müssen, — daß in einer Zeit, die auf allen Gebieten dem äußeren Erfolg huldigt, der Unterricht seine Kraft auf die stille und unscheinbare Arbeit sammle, die dem Erfolge vorhergeht, und die in unserm Falle gar nicht immer zu einem glatten Erfolge zu führen braucht. Möge doch kein Lehrer versäumen, von

Zeit zu Zeit an der Erkenntnis sein Gewissen zu schärfen, zu der Wilhelm von Humboldt, auch er seinerzeit Leiter der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten im preußischen Ministerium, gelangt war. Er schreibt an August Wilhelm von Schlegel, den Shakespeare-Übersetzer, am 23. Juli 1796[2]: „Alles Übersetzen scheint mir schlechterdings ein Versuch zur „Auflösung einer unmöglichen Aufgabe. Denn jeder Über-„setzer muß immer an einer der beiden Klippen scheitern, „sich entweder auf Kosten des Geschmacks und der Sprache „seiner Nation zu genau an sein Original, oder auf Kosten „seines Originals zu sehr an die Eigentümlichkeit seiner Nation „zu halten. Das Mittel hierzwischen ist nicht bloß schwer, „sondern geradezu unmöglich." Noch härter absprechend Haupt: „Das Übersetzen ist der Tod des Verständnisses." Das klingt freilich paradox, und man empfindet darin etwas von dem Hochmut des Vertreters der reinen Wissenschaft; aber einen recht heilsamen Mahnruf kann auch die Schule aus dem übertreibenden Urteil entnehmen. Sie schafft Gutes, das weit über ihre Mauern hinauswirkt, wenn sie in künftigen Männern die Einsicht begründet, wie die Sprache kein Kleid ist, das man von den ausgesprochenen Gedanken abziehen und durch ein anderes ersetzen könnte, sondern mit den Gedanken untrennbar verwachsen, zugleich Form und ein Stück des Inhalts. Auf keinem andern Wege aber kann diese Einsicht gewonnen werden als durch den immer erneuten Versuch einer Annäherung an das, was in seiner Vollkommenheit nicht erreichbar ist.

Auch auf seiten der Wissenschaft hat die stolze Resignation, von der wir einige Zeugnisse anführten, nicht die Herrschaft behauptet. Humboldt selber hat sich an einigen der schwierigsten Aufgaben fast mit leidenschaftlichem Eifer versucht und in der Einleitung zu seinem Agamemnon (1816) auch theoretische Bemerkungen gegeben, die für jeden, der Ähnliches unternehmen will, wertvoll sind. In neuester Zeit sind besonders erfreuliche Erscheinungen die Übersetzung griechischer Tragödien von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff und die

Nachbildung lateinischer Dichtungen, besonders der Sermonen des Horaz, von Carl Bardt. Der Verdeutschung des Hippolytos (1891) als seinem ersten Versuch in dieser Richtung hat Wilamowitz ein Kapitel über die Frage, was Übersetzen sei, vorangestellt, in dem er, an Haupt anknüpfend, die Schwierigkeit, aber auch die Möglichkeit einer verständnisvollen Nachbildung erörtert[3]. Als Ziel, das dem Übersetzer vor Augen stehen müsse, bezeichnet er: einen deutschen Text herzustellen, der auf heutige Leser oder Hörer einen ähnlichen Eindruck macht, möglichst annähernd gleiche Gedanken und Empfindungen in ihnen weckt, wie das Original sie in den Zeit- und Volksgenossen des Autors hervorrief.

Aus diesem Grundgedanken erwächst auch für die Schule eine doppelte Aufgabe. Einmal muß die Sprache in die wir übersetzen wirkliches, lebendiges Deutsch sein, nicht ein künstliches Latein-Deutsch oder Griechisch-Deutsch; wie soll es sonst unserm Gemüt nahe kommen? Dann aber muß die Eigenart des alten Dichters oder Schriftstellers gewahrt werden; Homer muß in anderes Deutsch übersetzt werden als Vergil, Tacitus anders als Cicero[4]. Jede dieser Forderungen für sich ist schwer genug. Die erste bedeutet Herrschaft über die Muttersprache, zur zweiten gehört es, daß der Übersetzer sich in den Geist seines Autors hineinlebe und von da aus den deutschen Ausdruck bilde; woraus weiter folgen würde, daß es eigentlich für jeden Schriftsteller eine besondere Kunst des Übersetzens gebe[5]. Das Schlimmste aber ist: beide Tendenzen wirken einander entgegen; sie auszugleichen, das ist eben die Unmöglichkeit, auf die Humboldt hinwies. Eine Übersetzung, die dem Original Wort für Wort und Satz für Satz folgte, würde die Eigentümlichkeiten des ursprünglichen Stiles erkennen lassen, aber in unsauberer Zeichnung; wie denn Don Quixote (X 10) eine Übersetzung mit der Rückseite einer niederländischen Tapete vergleicht, wo die Figuren sich zwar zeigen, aber durch kreuz und quer gehende Fäden entstellt sind. Andrerseits wenn man sich bemüht die großen und kleinen Flecke weg-

zuputzen, die durchgesteckten Fäden zu verbergen, so ist zu fürchten, daß das Bild zwar wieder glatt werde, doch dem ursprünglichen nicht charakteristisch ähnlich bleibe. Eine absolute, in Regeln faßbare Auseinandersetzung zwischen den Ansprüchen, die von beiden Seiten erhoben werden, kann nie gelingen. Aber wer darum den Versuch überhaupt aufgeben wollte, würde einem Maler gleichen, der daran verzweifelte eine Landschaft oder ein menschliches Antlitz darzustellen, weil er nicht jedes einzelne Teilchen, alle Bäume Zweige Blätter, alle Falten und Haare wiedergeben kann. Die wesentlichen Züge kann gerade seine Kunst herausheben und dadurch den Eindruck des Lebens erneuern, während die Photographie durch pedantische Treue verwirrt und tötet. Alles künstlerische Schaffen hat seine eigentliche Kraft auf dem Gebiete des Irrationalen; so auch das des Übersetzers.

Ist damit die Entscheidung letzter Instanz dem Verstande genommen und dem subjektiven Gefühl zugeschoben, so versteht es sich doch von selbst, daß dieses um so sicherer das Gute treffen wird, je mehr es sich von Willkür fern hält, je feiner die Nuancen sind, zwischen denen zuletzt es wählt, je sorgfältiger vorher durch verständige Überlegung das Material bereitet und die Entscheidung vorbereitet ist. Deshalb wird der Übersetzer die Gegensätze, die er gern versöhnen möchte, immer im Auge behalten und, ehe er seinen sprachlichen Takt wirken läßt, mit klarem Bewußtsein festzustellen suchen, wie viel er jedem der beiden Streitenden zugestehen kann ohne den andern zu verletzen. Indem so die Aufmerksamkeit nach zwei Seiten gespannt bleibt, wird auch ein doppelter Gewinn sich ergeben.

Es wird gelingen ein Stück fremder Literatur in das eigene Geistesleben aufzunehmen. Ohne Übersetzung, sei es die eigne oder eine fremde, ist das doch nur ganz wenigen möglich. Den geringen Einfluß, den manche hervorragende Werke ausländischer Literatur auf die deutsche Bildung gewonnen haben, erklärt Michael Bernays[6]) daraus, daß die Eigenart solcher Schöpfungen wie z. B. der französischen Tragödie sich einer

würdigen Nachbildung im Deutschen nicht fügen wollte. Die Übersetzungen der Schule können mit Arbeiten, wie er sie hier im Sinne hat, nicht wetteifern, aber sie haben doch auch ihren eignen Vorzug. Immer von neuem werden sie erzeugt, nicht in einmal gefundener Form festgelegt; und während der Reproduktion begleitet den Geist des Sprechenden wie des Hörenden noch das Bewußtsein von den Worten des Originals, um die unvollkommene Wiedergabe zu rechter Fülle und Klarheit zu ergänzen [7]).

Der zweite Gewinn, den die Mühe des Übersetzens einbringt, besteht in der Bereicherung der eignen Sprache. Einer der ersten, die das erkannt hatten, war Cicero, der selber erzählt, wie er durch Übersetzen des Äschines und Demosthenes seinen Stil gebildet habe. Aus neuerer Zeit ließen sich von Schiller, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher verwandte Zeugnisse anführen [8]). „Der Übersetzer", schreibt Bernays, „darf sich wohl „einem Eroberer vergleichen, der, was er in fremden Landen „an herrlicher Beute gewonnen, der Heimat zuführt, wo es hin„fort als nutzbringendes Besitztum dauernd gedeiht." In bescheidenem Maße läßt sich ein ähnlicher Erfolg auch auf der Schule erreichen, bei Knaben und Jünglingen, deren Bewußtsein von den Schätzen der eigenen Sprache noch im Werden begriffen ist. So ist es ja nicht gemeint, daß dem Deutschen fremde Elemente aufgedrängt werden sollen; sondern, aufgestachelt durch das Suchen nach dem treffenden Ausdruck für einen gegebenen Gedanken, soll der Einzelne lernen, was alles für Worte und Verbindungen, dem Keime nach, ohne daß er es merkte, in seiner eigenen Sprache enthalten waren.

Wie das nun zu versuchen sei, daß man die beiden Schwierigkeiten, die wir bezeichnet haben, gleichzeitig beachte und die sich begegnenden Linien nicht zur Schneidung kommen lasse, sondern durch sorgsame Kleinarbeit ineinander überführe, so daß sie wie in einer schön geschwungenen Kurve verlaufen: dies soll an Beispielen dargetan werden.

I.

Schlichtheit und gewählter Ausdruck.

Nichts ist einem lebendigen Gesicht mehr, aber zugleich auch weniger ähnlich, als eine Maske.
R. a. E.

1. *Terentii fabulis plus delector quam Plauti* steht unter den Musterbeispielen unserer Grammatik; mir ist noch kein Sekundaner vorgekommen, der es aus eignem Antrieb anders übersetzt hätte als „ich werde mehr ergötzt“. Dergleichen bekommt man manches zu hören. Dumnorix wird von einer „Magistratsperson“ der Äduer angeklagt; nachdem Cäsar die „Schlachtreihe“ aufgestellt hat, kämpfen seine „Fußsoldaten“ von einem „höher gelegenen Orte aus“; sie haben Gallien „mit Krieg überzogen“ und später ihrem Feldherrn den „Erdkreis“ unterworfen. Alle diese Ausdrücke leben gar nicht in der deutschen Sprache, sie verdanken ihr Scheindasein nur den lateinischen Vokabularien und Übungsbüchern. Auch ein Schüler empfindet das, wenn man ihn etwa fragt, ob er selber schon einmal im Theater ergötzt worden sei, oder wenn man dem Magistrat die Stadtverordneten, den Fußsoldaten die Bleisoldaten gegenüberstellt. Trotzdem drängt sich die Unnatur immer wieder hervor. Als das Unwetter losbrach, „erstrebten“ die Jäger „verschiedene Häuser“ (Aen. IV, 163 f.); Äneas und Dido schwelgten den Winter hindurch „uneingedenk“ ihrer Reiche (194). Kalypso „schritt zum Palaste“ (ε 242); warum „ging“ sie nicht einfach „nach Hause“? *Uterque* erklärt man „jeder von beiden“, um es von *ambo* zu unterscheiden; das merken die Jungen und scheuen nun vor jedem schlichten „beide“ zurück. Vielen ist die steifleinene Redeweise so zur Gewohnheit geworden, daß

sie auch da von ihr Gebrauch machen, wo keine fremde Vorlage sie nötigt. Der Abiturient schreibt in seinem Aufsatz: „Penelope blieb treu trotz aller Nachstellungen, die ihr bereitet wurden"; und schon der kleine Sextaner, der *insidiae* eben kennen gelernt hat, berichtet in der Geographiestunde: „nach Sibirien kommen die, welche dem russischen Kaiser Nachstellungen bereiten".

In seinen Beiträgen „zur Kunst des Übersetzens aus dem Französischen" tadelte — schon vor Jahrzehnten — Wilhelm Münch die Art, wie man sich das Übersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen leicht gemacht habe; ein Jargon sei erwachsen, der in einer eigentümlich ungelenken fremden Rüstung einherschreite und dem, der schlecht und recht Deutsch rede, ganz seltsam vorkomme. Desselben Ausdruckes hat sich einst Lattmann bedient, als er eine Blütenlese deutscher Sätze und Wendungen aus lateinischen Übungsbüchern gab [9]). Übrigens ist hier doch ein Unterschied. Wer Beispiele zum Übersetzen aus dem Deutschen bildet, kann oft gar nicht anders als den Ausdruck etwas verschieben und zurechtbiegen, um den Gedanken der Lernenden die Richtung auf eine fremde Sprachform zu geben, die herauskommen soll; bei der umgekehrten Arbeit aber liegt das Ziel auf Seiten der Muttersprache. Hier darf man es beinahe als die erste Aufgabe des Unterrichtes bezeichnen, daß ein „Schul-Jargon" nicht ausgebildet und, wo er sich hervorwagt, mit Kraft und Zähigkeit unterdrückt werde. Einen glücklichen Fingerzeig, an welchem Ende das anzufassen sei, gibt Luther in seinem herzhaften „Sendbrief von Dolmetschen" (1530): „Man muß nicht die „Buchstaben in der lateinischen Sprachen fragen, wie man soll „deutsch reden, wie diese Esel thun, sondern man muß die „Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen „Mann auf dem Markt drümb fragen und denselbigen auf das „Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so ver„stehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihn „redet." Bei *lanius* steht im Lexikon „Fleischer"; aber in Kiel

müßte es „Schlachter“ heißen, so gut wie in Süddeutschland „Metzger“. Im ganzen wird man in der Benutzung dessen, was die lokale Mundart bietet, zurückhaltend sein und öfter Anlaß haben vor Provinzialismen zu warnen. Auch ohne das gibt es Gelegenheit genug für ein natürliches Deutsch einzutreten.

Phalinos antwortet einem der Strategen am Tage nach der Schlacht bei Kunaxa (Anab. II 1, 13): ἀλλὰ φιλοσόφῳ μὲν ἔοικας, ὦ νεανίσκε, καὶ λέγεις οὐκ ἀχάριστα. Man kann 10 gegen 1 wetten, daß der Tertianer sagen wird: „o Jüngling“; wenn er sehr verständig ist, läßt er das „o“ weg: erst wenn er sich besinnen soll, wie wohl heute jemand in ähnlicher Lage sprechen würde, kommt er auf die Anrede „junger Mann“ oder etwa gar „mein Jüngelchen“. So ist ὦ μειράκιον in den Worten des Perikles an Alkibiades (Memor. I 2, 42) sicher nicht „o Knabe“ sondern „mein Junge“. Die Schüler sträuben sich erst etwas, wenn ihnen zwischen den ernsten Wänden der Klasse Wendungen zugemutet werden, die im täglichen Leben vorkommen könnten; aber bald merken sie doch mit Vergnügen, wie ihnen dadurch der Stoff, mit dem sie sich beschäftigen, näher kommt und faßbarer wird. Μή τι νεώτερον ἀγγέλλεις; so fragt Sokrates den jungen Freund, der ihn vor Tagesanbruch in der Ruhe stört (Protag. 310 B). Nach den Wörtern übersetzt heißt das: „du bringst doch nichts Neues?“ Um die Vermutung anzudeuten, daß das Neue nichts Gutes wäre, könnten wir versuchen: „Es ist doch noch alles beim Alten?“ In die Situation aber paßt auch das nicht. Vortrefflich Hans Petersen: „Es ist doch nichts passiert?“ Besonders oft bietet Homer Gelegenheit die Schüler von den Stelzen, auf denen sie einhergehen, herunterzuschrecken. „Traun, du bist ein Schelm“ soll Kalypso zu Odysseus sagen, ε 182: ἦ δὴ ἀλιτρός γ' ἐσσί. Wer von uns redet so? Aber „du bist doch wirklich —“ hat wohl mancher schon selbst gehört. Νήπιοι ἀγροιῶται, wie Antinoos (φ 85) die beiden Hirten anfährt, sind nicht „törichte Landleute“, sondern: „Ihr dummen Bauern!“ Und fürchte nur

niemand, daß auf diese Weise der Dichter von der ihm gebührenden Höhe herabgezogen werde; Homer ist so voll von großtönenden, schwer übersetzbaren Worten, daß immer noch genug übrig bleibt, um den Eindruck des Feierlichen und Ungewöhnlichen zu machen. Gerade in den kleinen Sätzchen aber, den Fragen Vorwürfen Ausrufen Übergängen, die sozusagen die Artikulation der Rede ausmachen, schmiegt er selbst sich so fein und zugleich ungezwungen den Wendungen der natürlichen Sprechweise an, daß wir schon deshalb nach Ausdrücken suchen müssen, die uns auch bequem liegen und behaglich klingen. Als der Bettler, den die Königin durch Eumäos zu sich entboten hat, nicht kommen will, fragt sie befremdet den Sauhirten (ρ 576): τί τοῦτ' ἐνόησεν ἀλήτης; „Warum ersann der Bettler dies?“ heißt es im Jargon der Schule; „was dachte er sich dabei?“ ist eben so genau und versetzt den Hörer in die Situation. Dies ist ja überhaupt das Mittel, mit dem es gelingt die Schüler nach und nach dahin zu bringen, daß sie wirklich in ihr eigenes geliebtes Deutsch übertragen: man muß sie immer wieder anhalten, daß sie sich den Hergang vorstellen, sich einbilden sie wären selber dabei gewesen, und nun herausfühlen, wie sie dann gedacht und gesprochen haben würden. Ein Primaner, der sich mit einem Stück aus Horazens neunter Satire redlich abquälte und im Drange des Augenblicks ein anredendes „Sie“ hören ließ, war sehr erstaunt als ich ihm sagte: „Dieses Versehen war das Beste an Ihrer ganzen Übersetzung“.

2. Manchmal ergibt es sich zur Überraschung, daß gerade die wörtliche Wiedergabe zugleich die natürlichste ist. So in Achills Warnung an Patroklos (Π 93 f.): μή τις ἀπ' Οὐλύμποιο θεῶν αἰειγενετάων ἐμβήῃ „daß nicht einer von den Göttern einschreite.“ Den Satz des Demosthenes (I. Phil. 13): δεῖ τὰ προσήκοντα ποιεῖν ἐθέλοντας ὑπάρχειν ἅπαντας ἑτοίμως, der einem Primaner Schwierigkeit machte, übersetzte ein anderer in Einfalt und Einfachheit schlagend so: „alle müssen bereit-willig sein zu tun was ihnen zukommt.“ Daß es ein hohes Glück sei, wenn Mann und Frau in Eintracht „das Haus inne haben“

(οἶκον ἔχητον ζ 183), glaubt dem Odysseus kein Mensch; „in Eintracht haushalten", das klingt ganz anders. Die „hehre Göttin" für δῖα θεάων ist eine leblose Formel, deren es im deutschen Homer so viele gibt; und diesmal ganz ohne Not. Das Buch der Bücher, der Herr der Herren, der Knecht der Knechte Gottes sind dem Schüler bekannte Begriffe; warum also nicht „Göttin der Göttinnen"? Als einmal im Unterrichte diese Form gesucht und gefunden wurde, brachte einer ganz passend aus Maria Stuart (IV 5) die Worte der Elisabeth bei: „er, den ich groß gemacht vor allen Großen", ein andrer die hebräische Art etwas wie einen Komparativ zu bilden: und so war zugleich erst das rechte Verständnis jener geläufigen deutschen Verbindungen gewonnen. Vielleicht kommt auch einmal an Stellen wie α 228 (νεμεσσήσαιτό κεν ἀνήρ), ο 400 (μέτα γάρ τε καὶ ἄλγεσι τέρπεται ἀνήρ) ein Schüler von selbst auf den Gedanken, ἀνήρ nicht mit „ein Mann" zu übersetzen und so den Ursprung des deutschen „man" zu erkennen; das wäre gar keine verächtliche Leistung für einen Vierzehnjährigen, der im Banne einer geschriebenen Sprache mit orthographischen Regeln und Diktaten aufgewachsen ist. *Homo novus* mag oft als „Emporkömmling" übersetzt werden; aber wenn im J. 217, vor der Wahl des Terentius Varro, ein Tribun behauptet (Liv. XXII 34, 7) *nec finem ante belli habituros, quam consulem vere plebeium id est hominem novum fecissent,* so meint er auch für uns: „bis sie einen wirklichen Plebejer d. h. einen neuen Mann zum Konsul gemacht hätten". Oder verstößt ein solcher Ausdruck gegen das Gebot des freien Übersetzens? Im Namen der Freiheit wird ja überall gern Tyrannei geübt. Und man kann es erleben, daß die einfachste und passendste deutsche Form eines Gedankens verschmäht wird, bloß weil sie das Unglück hat dem fremden Original genau zu entsprechen, und daß Lehrer und Schüler sich verpflichtet fühlen, irgend eine Veränderung anzubringen, mit der sie vor sich selbst ihre Unabhängigkeit vom Wortlaut beglaubigen. „So frei wie nötig, so treu wie möglich!" bleibe unser Grundsatz.

In vielen Fällen wird freilich die Übersetzung erst dadurch getreu, daß sie nicht pedantisch genau bleibt. Die Unterscheidung zwischen dem Zahlwort μύριοι und einem Adjektiv μυρίοι („unzählige"), die von griechischen Schulmeistern erfunden ist, wollen wir deutschen ihnen nicht nachmachen und getrost „tausend" für „zehntausend" einsetzen, so gut wie für ein römisches *sescenti*. *Orbis terrarum* ist in der Regel einfach „die Welt", womit natürlich nicht ausgeschlossen wird, daß man einmal in gehobener Redeweise wie bei Sallust Catil. 8, 3 „Erdenrund" dafür sage. Mühsam lernen die Schüler den lateinischen Tempusgebrauch in Sätzen wie *ut sementem feceris ita metes*, und könnten eigentlich schon aus den häufigen Fehlern, die sie dabei anfangs gemacht haben, wissen, daß hier die deutsche Redeweise von der lateinischen abweicht; trotzdem übersetzen sie Catos Worte (Cat. Mai. 6, 18): *de Carthagine vereri non ante desinam, quam illam excisam esse cognovero*, undeutsch „als ich erfahren haben werde". Es ist dasselbe Beharrungsvermögen, das sie verleitet in Übertragungen aus dem Lateinischen und dann auch in den deutschen Aufsätzen „demselben" statt „ihm" und „desselben" statt „sein" zu sagen, weil sie sich den sorglosen Gebrauch von *sibi* und *suus* haben abgewöhnen müssen. Natürlich würde auch hier nichts verkehrter sein als starre Konsequenz; in der knappen und strengen Antwort, die den Gesandten des Bocchus in Rom zu teil wird (Iug. 104, 5), muß es heißen: „Bündnis und Freundschaft sollen gewährt werden, wenn er es verdient haben wird" *(cum meruerit)*.

Wie die Besinnung auf den eigenen Sprachgebrauch vor einem fremdartigen Ausdruck bewahrt, so anderwärts der Gedanke an sachliche Verhältnisse des modernen Lebens. Warum verschmähen wir für *expeditus*, das die Historiker bei Schilderung von Streifzügen und Festungsangriffen gern gebrauchen, die genau entsprechende Bezeichnung unsrer Dienstsprache? *Cohortes expeditae* sind Cohorten „im Sturmanzug". Von dieser Seite her muß es auch gelingen die „Schlachtreihe" ins Wanken

zu bringen. *Aciem instruere* heißt „das Heer zur Schlacht ordnen"; und wenn Livius schreibt: *magis agmina quam acies in via concurrerunt* (XXI 57, 12; ähnlich öfter), so heißt das nicht: „mehr Heereszüge als Schlachtreihen", sondern: „mehr in Marschformation als zum Kampfe geordnet stießen die Truppen aufeinander". Wie die technischen Ausdrücke, die in unserem Heere gebräuchlich sind, so dürfen, zumal bei Lektüre der Redner, politische Vorgänge und Einrichtungen, die Verhandlungen unsrer Parlamente mit der eigentümlichen Redeweise, die sie ausgebildet haben, herangezogen werden. Wer für *principis obtrectatores* (Ann. XVI 28) in der Anklagerede gegen Paetus Thrasea „Nörgler" sagt, empfindet zwar den Begriff etwas weniger scharf, sieht aber sogleich ein Stück Wirklichkeit vor sich. Auf beiden Gebieten wollen wir dafür sorgen, daß die Übersetzung der alten Autoren sich nicht in wesenlosen Ausdrücken bewege, sondern in Worten, die heute „auf dem Markte des Lebens als kursfähige Münze ihre Geltung" haben[10]).

3. Sollten bei solchem Bestreben, was leicht geschehen kann, einzelne Schüler vor Fremdwörtern zurückscheuen, so giebt das eine erwünschte Gelegenheit der puristischen Modekrankheit mit einer kräftigen Warnung entgegenzuwirken. Das wird ja niemand empfehlen oder auch nur dulden, daß *enormis* mit „enorm", *absolvere* als „absolvieren", *eleganter* durch „elegant", *praetendi* und *revisit* bei Vergil (Ann. IV 339. 396) mit „prätendieren" und „revidieren" wiedergegeben werden. Am wenigsten wird man dem Tacitus dergleichen aufdrängen dürfen, der selbst in seiner Sprache die Fremdwörter mied[11]); also darf bei *pensavisset* (Ann. II 26) niemand an „kompensieren" denken, *hostium artibus infectus* (II 2) ist nicht „inficiert" sondern „getränkt" oder „angesteckt". Etwas anders steht es schon in Fällen wie pro Rosc. Am. 1, 4, wo Cicero der Männer gedenkt, die ihn bewogen haben die Verteidigung zu übernehmen, *quorum ego nec benevolentiam erga me ignorare nec auctoritatem aspernari nec voluntatem neglegere debebam.* Wir übersetzen

„verkennen“, empfinden aber den Ansatz zum deutschen Gebrauch von „ignorieren“. Und oft ist ohne die Hilfe fremder Ausdrücke eine treffende Übertragung kaum möglich. Wir würden kleinmütig den Besitz verleugnen, den unsere Mutter Sprache für uns erworben hat, wenn wir für *exploratores*, *publicare*, *salus*, *studium*, *temptare* auf Wörter wie „Patrouillen, konfiszieren, Existenz, Interesse, sondieren“ verzichten oder uns quälen wollten, an Stelle des „Intriganten“, den die Römer *factiosus* nannten, einen „Parteisüchtigen“ zu erfinden. *Fides* ist unter Umständen weder „Glaube“ noch „Vertrauen“ sondern „Kredit“, und liefert in dieser Anwendung eine treffliche Probe, daß Verdeutschung von Fremdwörtern ein gefährlicher Sport ist; denn sie hat uns mit dem sinnlosen „Gläubiger“ für *creditor* beschenkt.

Manchmal dient das Fremdwort dazu, einen Begriff oder eine Beziehung, die man durch Umschreibung zwar ausdrücken könnte aber verschieben müßte, in voller Schärfe festzuhalten. Soweit es sich dabei um Bewahrung von Bildern handelt, sparen wir Beispiele einer späteren Gelegenheit auf; doch das sind nicht die einzigen. *Quae pro hostibus et advorsum se opportunissimae erant* (bell. Iug. 88, 4) sind Plätze „die für die Feinde und gegen ihn die meisten Chancen boten“; *scriptorum magna ingenia* (Catil. 8, 3) „große schriftstellerische Talente“. Aus diesem Grunde würde ich auch bei Tacitus ein „strategisch“ für *imperatorium* gelten lassen und in der Odyssee kein Bedenken haben μοῖρα (z. B. ρ 335. υ 293) mit „Portion“ zu übersetzen. Den Bettler der sich „geniert“ (αἰδοῖος ἀλήτης ρ 578), das festgesetzte „Honorar“ des Königs bei Thukydides (I 13, 1 ἐπὶ ῥητοῖς γέρασι) mag man wenigstens zur Erläuterung herbeirufen; dem deutschen Text würde dergleichen eine saloppe Färbung geben, die man nicht wünschen kann.

4. Überhaupt gibt es hier eine Grenze, die nicht überschritten werden darf und an die wir schon im voraus erinnert haben: der deutsche Ausdruck soll nicht zum Alltäglichen nivelliert werden. Zunächst ist klar, daß wir überall da eine

etwas ungewöhnliche Wendung suchen werden, wo der Autor selbst etwas gesagt hat, was von seinen Landsleuten als unerwartet empfunden werden mußte. Die bei Sallust und Tacitus beliebte Ungleichmäßigkeit in der Bildung paralleler Glieder darf nicht verwischt werden, wenn der originale Eindruck des Stiles erhalten bleiben soll. Wir werden uns also bemühen, die vielen *pars — alii*, *eques — pedites* u. ä. auch im Deutschen zum Vorschein zu bringen; werden den Wechsel in einem Satz wie Catil. 17, 6: *incerta pro certis, bellum quam pacem malebant* beibehalten: „sie wollten unsichere Güter statt der sicheren, Krieg lieber als Frieden". Selbst ein so hartes Anakoluth wie in Tacitus Beschreibung der Betuwe (Histor. IV 12), *quam mare Oceanus a fronte, Rhenus amnis tergum ac latera circumluit*, möchte man nachbilden: „die das Weltmeer von vorn bespült, der Rheinstrom den Rücken und die Seiten". Manchmal liegt die Versuchung sehr nahe, die Unebenheit auszugleichen; so Ann. IV 37: *et prioris silentii defensionem et, quid in futurum statuerim, simul aperiam;* denn einen indirekten Fragesatz in ein abstraktes Substantiv zusammenzufassen ist ein geläufiger Handgriff der Übersetzung. Diesmal darf er nicht angewandt werden: „die Verteidigung meines früheren Schweigens, und was ich für die Zukunft beschlossen habe, will ich zugleich kund tun". So bleibt der Eindruck gewahrt, den die römischen Leser hatten und haben sollten. Zu solchem Zweck ist es nicht nötig, die Inkonzinnität ängstlich gerade an den Satzteilen zum Ausdruck zu bringen, die im Lateinischen ihre Träger sind. Wenn Tacitus Ann. II 14 schreibt: *pavidos adversis, inter secunda non memores*, so gelingt uns eine knappe Wiedergabe am ehesten, wenn wir die Zeitbestimmungen gleich bilden und dafür das häßliche „eingedenk" vermeiden: „furchtsam im Unglück, während sie im Glück nicht an göttliches nicht an menschliches Recht dächten".

Diese Freiheit müssen wir oft in Anspruch nehmen, wo es gilt rednerische Figuren und spielende Beziehungen der Begriffe, mit denen der fremde Autor seinen Stil verziert hat, nachzu-

ahmen. Wenn Horaz die Gegenstände, von denen Alcäus singe, mit wirksamer Anaphora beschreibt (II 13, 27 f.): *dura navis, dura fugae mala, dura belli*, so werden wir im Deutschen nicht „harte" wiederholen, sondern „Leiden". Zu der behaglichen Mahnung des Herolds an die Freier (ρ 176) οὐ μὲν γάρ τι χέρειον ἐν ὥρῃ δεῖπνον ἑλέσθαι bemerken die meisten Erklärer, im Deutschen begnüge man sich hier mit dem Positiv; und doch können wir die vergleichende Beziehung ohne Mühe festhalten: „es ist garnicht das Schlechteste" oder „es ist ebenso gut". In den Worten des Boten (Antig. 276) πάρειμι δ' ἄκων οὐχ ἑκοῦσιν wäre es pedantisch die Konstruktion festhalten zu wollen; gibt man sie preis, so läßt sich dafür das Wesentliche des Eindruckes, den zwei verwandte Ausdrücke in enger Verbindung machen, wieder herstellen: „Hier bin ich gegen meinen Wunsch, gegen euren Wunsch." Überhaupt gewähren unter den Wort- und Klangspielen diejenigen, die auf etymologischem Zusammenhang beruhen, einen gewissen Anhalt für übersetzende Nachbildung. Zu Horaz Od. III 2, 30 (*incesto addidit integrum*) fordert Rosenberg mit Recht, daß die beiden Adjektive auch deutsch gleich geformt werden; also nicht „dem Unreinen den Frommen", sondern „dem Unreinen den Unschuldigen". *Repressum — oppressum* bei Cicero (pro Mur. 15, 32) sind „zurückgedrängt — verdrängt", *neque modum neque modestiam* bei Sallust (Catil. 11, 4) „weder Maß noch Mäßigung". Wenn Cicero (pro Rosc. Am. 50, 147) von Caecilia rühmt: *cum esset mulier, virtute perfecit* etc., so müssen die Begriffe „Frau" und „männlicher Sinn" auch deutsch nebeneinander bleiben.

Im übrigen ist es gut auf diesem Gebiete von vornherein Resignation zu üben, um nicht in Künstelei zu verfallen; die Art, wie sich manchmal der Euphuismus im deutschen Shakespeare darstellt, lockt nicht zur Nachfolge, selbst wenn ein Übersetzer in der Lage wäre mit Schlegel zu wetteifern. Aber wenn sich bei der Übersetzung eines Autors, der solchen Schmuck liebt, irgendwo ganz von selber ein Wortspiel einstellt, so ist man wohl berechtigt es festzuhalten; also etwa bei Sallust

Catil. 2, 8 *(corpus voluptati, anima oneri fuit)* die zufällige Ähnlichkeit von „Lust" und „Last" zu benutzen, als ein Stückchen Ersatz für die Anklänge, die anderwärts aufgegeben werden müssen, wie *otio* — *negotiis* Iug. 4, 4 oder *foedus* — *foedam* 43, 1. Wenn Cicero schreibt (ad fam. IX 16, 3, bei Bardt Nr. 66): *nec praestari quicquam potest quale futurum sit, quod positum est in alterius voluntate, ne dicam libidine,* so bringen wir durch Gegenüberstellung von „Wille" und „Willkür" keinen fremden Zug herein. Im Grunde war es gerade so gemeint; was im Lateinischen vernommen wird, ist zwar kein Anklingen der Worte, doch der verwandten Begriffe. Im allgemeinen lassen sich solche spielenden Beziehungen, die von der Gestalt der Wörter unabhängig sind und vielmehr von den Begriffen getragen werden, leichter bewahren. Bei Tacitus Hist. III 31: *ut quis ordine anteibat, cedere fortunae,* würden „höher im Range stehen" und „sich fügen" die Antithese zerstören: „in dem Maße wie einer im Range vorangeht, weicht er dem Schicksal". Das soeben aus Cicero angeführte Beispiel ist nur insofern anderer Art, als sich zufällig im Deutschen ein etymologischer Zusammenhang einstellte und das logische Verhältnis, durch das der Autor wirken wollte, noch deutlicher hervortreten ließ. —

Von der Aufgabe, die Eigentümlichkeit des fremden Stiles zu erhalten, wird noch vielfach die Rede sein, besonders in den Abschnitten über sinnliche Bedeutung und über Wortstellung. Einstweilen mögen die gegebenen Beispiele genügen, um unsrer zuerst aufgestellten Forderung nach schlichtem und natürlichem Deutsch ein Gegengewicht zu bieten.

II.

Grundbedeutung.

In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Schiller.

1. Jeder kennt die üble Neigung der Schüler, sich beim Präparieren mit einer Bedeutung zu begnügen, die gerade für den vorliegenden Zusammenhang paßt, mag sie dem ursprünglichen Sinne des Wortes noch so fern stehen. Die Quelle des Fehlers liegt in den unteren und mittleren Klassen, in dem Unfug der Spezialwörterbücher und gedruckten Präparationen, die es dem Knaben möglich machen den Verstand ruhen zu lassen und mit Auge und Finger zu suchen. Den Gebrauch solcher Hilfsmittel schlechtweg zu verbieten geht nicht an; dadurch würde für manche die Verführung erst recht groß sein, für alle eine neue Gelegenheit zu Vergehen, Untersuchung, Strafe geschaffen werden. Aber die Schule soll durch freundschaftlichen Rat vor der scheinbaren Erleichterung warnen, daneben zu verständiger Benutzung eines größeren Lexikons anleitend. Und wenn einige klug zu sein meinen, indem sie den erteilten Rat nicht befolgen, so läßt sich auch ihre Torheit für's Allgemeine fruchtbar machen: die Proben vorzeitig freier, innerlich unverstandener Übersetzung, mit denen sie hervorkommen, liefern dem Lehrer das willkommene Material, um durch Vergleichung die Art und den Wert gründlicher Arbeit greifbar zu zeigen. Die Schüler mögen erkennen, wie die einzelnen abgeleiteten Bedeutungen abgeschnittenen Blumen gleichen, die bald welk werden, wogegen der, welcher die

Grundbedeutung erfaßt hat, einen lebendigen Stamm besitzt, aus dem er mit geschickter Pflege immer neue Blüten hervortreiben kann.

Die Bedeutungslehre ist vielleicht derjenige Teil der Sprachwissenschaft, der am unmittelbarsten für die Schule fruchtbar gemacht werden kann; denn sie bietet kleine Probleme, an denen sich schon der jugendliche Geist mit Erfolg versucht, und wirft für das Verständnis der eigenen Sprache manchen erfreulichen Gewinn ab. Wenn es bei Livius einmal heißt, die Römer hätten den Puniern gegenüber *haud dubie aequiore loco* gestanden (XXII 16, 2), so darf die Seltsamkeit nicht unbeachtet bleiben, daß durch den Komparativ ein Verhältnis der Ungleichheit an dem Begriffe der Gleichheit ausgedrückt ist. Ähnliche Beobachtungen kommen leicht hinzu. Den Besuch in der Unterwelt schildert die Sibylle als ein sehr schwieriges Unternehmen (VI 129 ff.): *pauci, quos aequus amavit Iuppiter aut ardens evexit ad aethera virtus, dis geniti potuere.* Wie kommen wir dazu, *aequus* „günstig, geneigt, gewogen" zu übersetzen? Es heißt doch „gleichmäßig, gerecht", und das ist Juppiter gerade nicht, wenn er wenige Männer so sehr bevorzugt. Im Grunde steht es mit *iniquus* nicht anders: Horaz nennt die Parzen „ungerecht", wenn sie ihm nicht den Willen tun (Od. II 6, 9), und spricht gar (I 10, 15 f.) von den *iniqua Troiae castra* der Griechen, die doch gegen die Vaterstadt des Paris in gerechtem Kriege liegen. Aber von dem negativen Begriff aus läßt sich denn auch die Erklärung finden: der Mensch ist nur allzu bereit, eine Handlungsweise die ihn unangenehm berührt ungerecht zu nennen, auch wenn sie wohl verdient war, während er umgekehrt eine Bevorzugung vor anderen gern als etwas ihm Gebührendes ansieht. Mag die Erinnerung daran für die Übersetzung nicht viel helfen, vielleicht wird sie sonstwie sich dem Knaben nützlich erweisen.

Für den gegenwärtigen Zweck wichtiger sind diejenigen Fälle, in denen ein Zurückgehen auf den eigentlichen Sinn auch in der Übersetzung zum Ausdruck kommt. *Patres conscripti*

pflegt man als „Versammelte Väter" zu verdeutschen und so ganz ohne Not den Schein zu erwecken, als wäre das eine Wort Attribut des anderen. „Patricische und plebejische Senatoren" ist allerdings zu umständlich und schon nicht mehr Übersetzung; aber warum nicht „Väter und Verordnete"? Wie *necessarius*, ἀναγκαῖος, *necessitudo* zu der Bedeutung „befreundet, verwandt, Freundschaft, Verwandtschaft" kommen, ist eine Frage, die hoffentlich schon manchen Sekundaner beschäftigt hat; wenn er angeleitet wird, zunächst „eng verbunden, enge Verbindung" zu sagen, so kann ihm der Zusammenhang nicht leicht wieder verloren gehen. Beinahe als ein Allerweltswort mag *ratio* erscheinen: *ratio comitiorum* (pro Mur. 17, 35) soll „Gang der Wahlversammlungen" sein, *tempestatum ratio* (ebenda 2, 4) die „Eigentümlichkeit der Stürme". Aber *ratio* ist „Berechnung"; und indem wir übersetzen „Verhältnisse des Wetters, der Komitien", halten wir zwar nicht das Wort fest, doch den Gedankenkreis, in den es weist. *Non possum non confiteri cumulari me maximo gaudio, quod vulgo hominum opinio socium me adscribit tuis landibus* (ad fam. IX 14, 1), das klingt uns fremdartig; Bardt (zu Nr. 85) bemerkt treffend, Listen führen und Eintragungen darein machen erscheine uns als ein höchst prosaisches Tun, für den Lateiner habe es etwas Feierliches, Erhabenes. Wenn wir nun aber einfach sagen „mich zum Teilnehmer deines Ruhmes macht", so verliert der Gedanke alles Charakteristische. Warum nicht „mir einen Teil deines Ruhms zuschreibt"? Da haben auch wir die Eintragung, ins Kontobuch; und zugleich ist ein abgegriffener deutscher Ausdruck in seiner Bedeutung aufgefrischt. *Cum ad rem nihil intersit* (pro Rosc. Am. 16, 47) heißt nicht, „da es für meinen Zweck nicht darauf ankommt", sondern „da es keinen Unterschied macht"; und solche Wendung mag denn dazu dienen den eigentlichen Sinn unseres viel gemißbrauchten Fremdwortes „Interesse" wieder deutlich zu machen.

Ganz ähnliche Beobachtungen ergeben sich für das Griechische. Τῇ ἑαυτοῦ παρανομίᾳ προθύμως ὑπηρετῶν (Lysias XII

[geg. Eratosth.] 23): wäre unsere Sprache so arm, daß wir dafür sagen müßten „sich mit Eifer hingebend"? Ὑπηρέτης ist der Diener; zu dem Verhältnis, in dem er steht, gehört von der andern Seite ein Herr: also „der eignen Ungesetzlichkeit frönend". Κινδυνεύειν begegnet bei Platon oft in Verbindungen wie κινδυνεύεις ἀληθῆ λέγειν, ὦ Σώκρατες (Menon 78 B), und heißt doch wohl etwas mehr als „scheinen". Gefahr ist ein objektiver Begriff; ihm entspricht der subjektive der Furcht. „Ich fürchte, du hast recht": das meint Menon wirklich. — Herodot gebraucht einmal (VI 109) kurz hintereinander die Wendungen: ἐς σὲ ἀνήκει, ἐς σὲ τείνει καὶ ἐκ σέο ἤρτηται. Wir werden zugleich den Eindruck seiner Redeweise lebendig erhalten und unser eigenes Sprachbewußtsein erneuern, wenn wir auch im Deutschen die entsprechenden Ausdrücke nicht vertauschen oder wiederholen, sondern mit genauer Scheidung sagen: „auf dich kommt es an, nach dir richtet sich und von dir hängt ab". Solche Genauigkeit im kleinen macht sich bei Gelegenheit in sehr willkommener Weise bezahlt. Ein Schüler, der gewöhnt wird νηλεής „unbarmherzig" zu übersetzen und nicht „grausam", behält die Empfindung für den negativen Charakter des Wortes und kann ähnliche Bildungen, wie νηπενθής νηκερδής, wenn sie ihm später begegnen, ohne Hilfe verstehen. Wer die Frage des Eumäos an den Bettler (υ 166: ξεῖν', ἦ ἄρ τί σε μᾶλλον Ἀχαιοὶ εἰσορόωσιν;) schlicht nach dem Wortlaut wiedergibt, nur passivisch: „bist du irgendwie mehr angesehen", empfängt zum Lohne die Erinnerung daran, was unser „Ansehen" im Grunde bedeutet. Bei Homer ist ὤφελε nicht ein abgeschliffenes „o daß doch", sondern ein Verbum mit noch lebender Bedeutung. Wie Odysseus am unbekannten Gestade liegt, an das ihn die Leute des Alkinoos gebracht haben, und mit seinen Schätzen nichts anzufangen weiß, wünscht er (ν 204 f.): αἴθ' ὄφελον μεῖναι παρὰ Φαιήκεσσιν αὐτοῦ „ach, sie hätten dort bei den Phäaken bleiben sollen". Solche Übersetzung bewahrt die Schüler vor dem gedankenlosen Hantieren mit starren Formeln und gibt zugleich dem deutschen Ausdruck etwas Frisches und Kräftiges. Und

davor braucht man sich auch in späteren Perioden der Sprache manchmal nicht zu scheuen. Das bekannte Musterbeispiel, das Klearch bei Xenophon (Anab. II 1, 4) bietet, ὤφελε μὲν Κῦρος ζῆν, ist uns von der Grammatik geradezu verdorben worden; man versuche nur den echten Wortlaut „Kyros hätte am Leben bleiben sollen" einzusetzen, und man wird finden, wie viel derber und glaubhafter die Rede des alten Soldaten klingt.

Hier ist nun aber Vorsicht von nöten, daß man nicht durch Aufwecken der Grundbedeutung den ebenen Fluß des Gedankens störe oder dem Autor einen Nebengedanken aufdränge, den er selber garnicht gehabt hat. Horaz gebraucht einmal das Gleichnis von einem Vogel, der für seine Jungen dann am meisten zittert, wenn er sie im Nest allein gelassen hat, obwohl er ihnen gegen die böse Schlange doch nicht helfen könnte: *Ut adsidens implumibus pullis avis serpentium adlapsus timet magis relictis, non, ut adsit, auxili latura plus praesentibus* (Epod. 1, 19 ff.). Hier würde „dabei sitzend" geradezu irre führen, denn wir sollen uns ja vorstellen, daß die Alte nach Futter ausgeflogen ist; also darf aus *adsidens* nur der Begriff der Fürsorge entnommen werden: „der die unflüggen Jungen hütet". In dem Verse *Scribendi recte sapere est et principium et fons* (a. p. 309) hat man *sapere* recht verschieden übersetzt: „Verstand" oder „Einsicht" oder „Bildung". Daß hier an „Geschmack" nicht zu denken ist, steht bei allen fest; und doch entspräche dies der Grundbedeutung des Wortes. Wollten wir κλισμός bei Homer als „Lehnstuhl" wiedergeben, so wäre das etymologisch zwar richtig, in der Sache aber falsch; denn darunter verstehen wir das, was der Dichter θρόνος nennt, einen Stuhl mit Armlehnen. Νυκτοφύλακες (Anab. VII 2, 18) wörtlich genommen würde kaum weniger lächerlich irre führen als ein „wohlgeboren" für sophokleisches εὐγενής (z. B. Antig. 1164). Doch sind Fehler dieser Art noch nicht die schlimmsten, weil sie mit einer Tugend zusammenhängen. Freilich kann und soll ein Primaner begreifen, daß Schriftsteller, die zeitlich weit auseinanderstehen, verschieden empfunden haben, also verschieden

verstanden werden müssen, daß Thukydides dieselben Worte mit mehr Bewußtsein ihres vollen Sinnes gebraucht als Plutarch. Aber der Unterricht verweilt naturgemäß vorzugsweise bei den älteren und ältesten Dichtern und Denkern, die uns nötigen der eigentlichen Bedeutung nachzugehen. Wird dann doch einmal ein Stück spätes Griechisch vorgelegt, so können gerade etwaige Mißgriffe, die beim Übersetzen vorkommen, dafür zeugen, daß die Erziehung zu ursprünglicherem Denken nicht erfolglos gewesen ist[12]).

Eigene Schwierigkeiten bieten die Tragiker. Zwar kommen sie dadurch, daß sie gern mit der Etymologie spielen, unseren Bemühungen zu Hilfe. Wer δορίληπτος in der Parodos des Aias (146), χωρεῖν ἂν εἰς πᾶν ἔργον in den harten Worten der Mutter (Soph. El. 615) verstanden hat, für den sind künftig αἰχμάλωτος, πανοῦργος („zu allem fähig") keine bloßen Vokabeln mehr[13]). Aber die Dichter benutzen auch Wortableitungen von zweifelhafter Richtigkeit. Wenn Äschylos (Sept. 145) den Chor beten läßt: καὶ σύ, Λύκει' ἄναξ, Λύκειος γενοῦ στρατῷ δαΐῳ, so muß der Übersetzer das Wortspiel festhalten, einerlei ob er die Ableitung von λύκος billigt oder nicht: „Und du, König Wolfgott, zeige dich als ein Wolf". So ist auch bei Sophokles Elektr. 7 ἀγορὰ Λύκειος der „Wolfsmarkt", als Eigentum τοῦ λυκοκτόνου θεοῦ; das hindert den Dichter nicht, ein andermal eine Beziehung des Λύκειος ἄναξ zu den Lykischen Gebirgen hervortreten zu lassen (Kön. Öd. 203. 208). Man sieht: das Epitheton hatte für ihn und seine Zuhörer keine feste Bedeutung mehr, konnte so oder so gewendet werden, wie die Gelegenheit es brachte; er konnte aber auch die Anrede Λύκει' ἄναξ oder Λύκει' Ἄπολλον ohne tieferen Sinn, einfach als überlieferte Formel, weiter gebrauchen. Das tut er mehrmals in der Elektra; und wir haben kein Recht, ihn auf Grund unsrer sprachwissenschaftlichen Einsicht zu korrigieren und zu übersetzen: „Fürst des Morgenlichtes" oder „Gott des Lichtes, Apollon". Für καιρός, καίριος darf nicht jedesmal der Begriff „Schicksalsstunde" aufgeboten werden, gar in so harmlosen Sätzen wie

El. 22 (ἵν' οὐκέτ' ὀκνεῖν καιρός, ἀλλ' ἔργων ἀκμή): „wo der Befehl der Schicksalstunde nicht mehr lautet, sich besinnen und bedenken, sondern entscheidend, schneidend handeln". Wer so übersetzt[14]), steigert die einzelnen Elemente des Gedankens über das Maß dessen hinaus, was der Autor selbst empfand; für die Tragiker ist eher das umgekehrte Verfahren richtig. Sie überschütten uns mit gedankenschweren Worten, kühnen Bildern, rhetorischen Wendungen; die griechischen Hörer waren an solche Sprache gewöhnt, und das milderte ihnen den Eindruck: für uns muß der Übersetzer zu Hilfe kommen, indem er ein wenig von der Überkraft des Ausdruckes abzieht.

2. Am notwendigsten ist das Zurückgreifen auf die Grundbedeutung naturgemäß bei Homer. Das mag an ein paar Beispielen gezeigt werden, die, einer und derselben Begriffsphäre angehörig, unter sich in einer Art von Gegensatz stehen. Für θέμις pflegt der Begriff „heiliger Ordnung, göttlicher Satzung" an die Spitze gestellt zu werden; so von Lehrs in dem Aufsatz über die Göttin Themis[15]), der hier freilich von seinem eignen Grundsatz abgewichen ist, daß man das Verständnis göttlicher Wesen wie Themis, Horen, Muse, Nemesis „nur gewinnen könne „aus dem wohl beobachteten und verstandenen Gebrauch der „entsprechenden Nennwörter in der Sprache". Einen ganz neuen Weg hat Rudolf Hirzel eingeschlagen: ihm ist die Göttin eine Personifikation des guten Rates, „guter Rat" die Grundbedeutung des Wortes[16]). Aber die Verbindungen und Redeweisen, aus denen er diesen Sinn ableitet, sind alle nicht mehr ursprünglich, sondern gehören schon einer Zeit an, die den Begriff θέμις in den Bereich religiöser Vorstellungen gezogen hatte. Das gilt auch von der einzigen Homer-Stelle, die für Hirzels Deutung angeführt werden kann, π 402 f., wo allerdings βουλαί und θέμιστες so aufeinander folgen, daß es an sich möglich ist beide als gleichwertig zu nehmen. Rechte Aufklärung können wir doch nur da finden, wo das Wort θέμις noch als lebendiges Element der Rede auftritt, indem es das Prädikat in einem urteilenden Satze bildet. Was ich



von dieser Seite her vor 15 Jahren zu entwickeln gesucht habe, scheint mir auch heute noch zu bestehen.

An einigen Stellen (z. B. Ψ 581. γ 45) mag es gelingen, ein begründendes ἣ θέμις ἐστί so zu erklären, daß der Begriff etwa von θεσμός darin gefunden wird; an anderen ist durch das Hinzutreten der Negation der Übergang zu der Bedeutung „erlaubt" leicht vermittelt (so Ξ 386. κ 73. ξ 56), die in positiver Anwendung I 33 vorliegt. Aber was machen wir mit Π 796 f. (πάρος γε μὲν οὐ θέμις ἦεν ἱππόκομον πήληκα μιαίνεσθαι κονίῃσιν) oder mit λ 451, wo Agamemnon von Telemach sagt: καὶ κεῖνος πατέρα προσπτύξεται, ἣ θέμις ἐστίν? Daß ein Sohn an den heimkehrenden Vater sich anschmiegt, das wäre „in der Ordnung" oder „Sitte" oder „gebührend"? An dergleichen Rücksichten dachten, im homerischen Zeitalter wenigstens, die Kinder gewiß nicht, sondern taten was ihnen „natürlich" war. Und das ist die Bedeutung von θέμις: „das Gegebene". Der trauernden Witwe ist es (ξ 130) natürlich zu weinen, wenn sie ihres Gatten gedenkt; das Recht der Gastfreundschaft (Λ 779. ι 268) beruhte auf einem natürlichen Gefühl, ebenso die Erwartung einer Antwort (γ 187), wenn man gefragt, der Erwiderung, wenn man Gutes erwiesen hat (ω 286). Der Briseis gegenüber hat Agamemnon auf den Liebesgenuß verzichtet, obwohl es nur natürlich gewesen wäre (I 134) ihn zu verlangen. Jetzt kommt auch der Helm des Achilleus (Π 796) an den rechten Platz: nicht „verboten" war es früher oder „den Göttern mißfällig", daß er mit Blut und Staub besudelt wurde, sondern es war nicht das Natürliche für ihn, er war eine andre Behandlung gewöhnt. Also etwa: „bisher gab es das nicht, bisher war das nicht die Regel." Der Grieche dachte hier sicher nicht daran, daß dem Helme des Peliden eine „gleichsam geheiligte Existenz" zugeschrieben werden solle[17]). Auch B 73 bewahrt die Formel ihren eigentlichen Sinn. Allerdings ist die Probe, die der Dichter hier den Agamemnon anstellen läßt, keineswegs natürlich; die Behauptung aber, daß sie es sei, begreift man vollkommen — eben vom Standpunkte des Dichters aus. Auch

modernen Rednern und Schriftstellern pflegen Worte wie „offenbar, notorisch, selbstverständlich, natürlich" gerade da am leichtesten aus Mund und Feder zu fließen, wo sie etwas vorbringen, was recht sehr der Rechtfertigung bedürfte[18]). Fast möchte man meinen, daß Ω 652 das begründende ἣ θέμις ἐστίν ähnlich wie in B dem Gefühle des Dichters entsprungen sei, daß für einen zu augenblicklichem Zweck erfundenen Zug, die regelmäßigen Zusammenkünfte in Achills Zelte, die rechte Begründung fehle; doch kann hier auch wirklich schon der Gedanke an eine staatliche Ordnung mitsprechen.

Denn das erkennt man allerdings, an dieser Stelle wie an manchen der anderen, daß in dem ursprünglichen Begriffe des Wortes ein Keim enthalten war, der sich zu religiöser und sittlicher Bedeutung entwickeln konnte: was der Natur gemäß ist, das ist gut und recht. Indem der Schüler diesen Zusammenhang begreift, ahnt er zugleich etwas von dem tiefen Unterschied hellenischer und christlicher Weltanschauung. „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geist Gottes", läßt Luther den Apostel sagen (I. Kor. 2, 14); dem Griechen war der eigne natürliche Sinn eine Quelle der Offenbarung, daraus er Gedanken von einer gottgewollten Ordnung der Dinge schöpfte.

Wenn die gewohnte Reihenfolge des Geschehens ein einzelnes Mal in auffallender Weise durchbrochen wurde, so konnte das wieder nur durch göttlichen Willen bewirkt sein: diese Betrachtung verdichtete sich zu dem Begriff δαιμόνιος. Nach Lehrs' trefflicher Erklärung[19]) wird der so genannt, dessen Handlungsweise so sehr von der gewohnten oder erwarteten abweicht, daß man sie sich nur durch Annahme einer göttlichen Einwirkung erklären kann. Als die Freier unvorsichtig laut den Mordplan gegen Telemach erwähnen, fährt Antinoos sie an (δ 774): δαιμόνιοι, μύθους μὲν ὑπερφιάλους ἀλέασθε, d. h.: „seid ihr verrückt?" Odysseus sagt zu Penelope, die ihn auch nach dem Bade nicht erkennen will: δαιμονίη, πέρι σοί γε γυναικῶν θηλυτεράων κῆρ ἀτέραμνον ἔθηκαν Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες, und meint: „ich verstehe dich nicht" (ψ 165). Manchmal läßt

sich eine kurze Form der Anrede auch im Deutschen finden; so wenn Andromache *Z* 407 kopfschüttelnd sagt: „du böser Mann“, oder gleich nachher in Hektors zärtlichen Trostworten (486): δαιμονίη, μή μοί τι λίην ἀκαχίζεο θυμῷ, wo Jordans „Närrchen“ ganz hübsch paßt. Und wie anders klingt es dann wieder im Munde des Bettlers, der die plumpe Drohung eines Rivalen zurückweist (σ 15): δαιμόνι', οὔτε τί σε ῥέζω κακὸν κτλ. „Närr'scher Kerl, ich tu dir ja nichts zu leide.“ In der Regel wird man doch einen ganzen Satz bilden müssen. Wie Here ihrem Gemahl auf den Kopf zusagt, wer bei ihm gewesen ist, ruft er erstaunt aus (A 561): δαιμονίη, αἰεὶ μὲν ὀίεαι οὐδέ σε λήθω „das geht nicht mit rechten Dingen zu“. Zu dieser Stelle machte einer meiner Schüler den Einwand: die Erklärung von δαιμόνιος könne doch nicht richtig sein, da eine Göttin selbst so genannt werde. Dies mußte beantwortet werden, und dabei ergab sich die Möglichkeit, mit schnellem Blick auch einmal den Anfänger die lange Entwickelung von Sprache und Dichtung ermessen zu lassen, die vorangegangen sein mußte, ehe ein Werk wie unsre Ilias entstehen konnte. Daß die olympischen Götter, deren heiliges Walten die Heldengeschlechter Thessaliens einst verehrt hatten, in der Vorstellung der aufgeklärten ionischen Gesellschaft, an die der Sänger der μῆνις sich wandte, schon ganz zu menschlichen Wesen geworden waren, tritt hier aufs deutlichste hervor. Die Anrede ὦ δαιμόνιε gebraucht noch Platon so wie sie bei Homer gedacht war (z. B. Theaet. 180 B; Gorg. 489 D).

3. Leben und Sterben und Neuerstehen läßt sich innerhalb der Literaturgebiete, die den Schülern bekannt werden, an der Bedeutungsentwickelung der fertigen Worte reichlich beobachten. Seltener wird man Ursache haben auf den Ursprung der Wörter, ihre Bildung aus Stämmen, Suffixen, Wurzeln zurückzugehen. Merkwürdigerweise erfreut sich gerade dieser Zweig der Sprachwissenschaft bei vielen Lehrern der größten Beliebtheit; namentlich im Anschluß an Homer wird er mit Eifer gepflegt. Es gibt ernsthafte Schulmänner, welche den

Jungen zumuten, sich für den Ursprung von οὐ, αὖ, γέ, εὐνή, λεύσσω, χῶρος u. ä. zu interessieren, drei oder vier Erklärungen eines ἅπαξ λεγόμενον aufzufassen und nach der Wortbedeutung von 'Απόλλων, Δανάη, Ἥρη, Μίνως zu fragen. Und daneben findet man dann in Formenlehre und Syntax ein ängstliches und hartnäckiges Widerstreben, auch nur die einfachsten Grundanschauungen der historischen Sprachwissenschaft für die Erleichterung und Vertiefung des Unterrichtes zu verwerten. Dies muß doch immer der Maßstab sein, nach dem über Aufnahme in den Lehrstoff der Schule entschieden wird. Und daraus ergibt sich für die Etymologie ein sehr einfacher Grundsatz: sie darf und soll so weit herangezogen werden, als sie dazu dient, Wörter, die der Lernende schon kennt, untereinander in Verbindung zu bringen, durch Rückführung auf eine gemeinsame Bedeutungswurzel in seinem Bewußtsein festwachsen zu lassen, oder Wörter, die er neu lernt, in derselben Weise an bekannte anzuknüpfen; sie ist vom Übel, sobald sie ihre Deutungen aus Gebieten holt, die dem Schüler fremd sind, und Unbekanntes durch Unbekanntes erklären will.

Übertreibungen wie die hiermit angedeuteten sind namentlich deshalb zu beklagen, weil nun auch der Widerspruch, den sie hervorrufen, leicht übertrieben und im Verzicht auf etymologische Betrachtung zu weit gegangen wird. Vielleicht erklärt sich auf diese Weise die ablehnende Haltung, welche im allgemeinen die Lehrer der neueren Sprachen nach dieser Seite hin einnehmen. Freilich wenn „Etymologie" ein Hantieren mit Sanskritwurzeln bedeutet, so gehört sie nicht in die Schule. Aber fassen wir doch den Begriff selber etymologisch an; was er sagen will, ist: Angabe des ἔτυμον, d. i. der eigentlichen Bedeutung eines Wortes, Ableitung des Gebrauchswertes, den es hat, aus dem ursprünglichen. Ein großer Teil der Entwickelung, die dabei für modernen Wortschatz aufgesucht werden muß, liegt innerhalb der Einzelsprache, ein andrer führt vom Französischen auf das Lateinische zurück, wieder ein andrer — für lateinlose Schulen von höchster Bedeutung — wird da-

durch gefunden, daß man im Englischen so viel als möglich die Elemente scheidet. An all diesen Stellen kann eine im besten Sinne wissenschaftliche und doch durchaus nicht überspannte, dem Verständnis auch des Sekundaners und Tertianers sich anpassende Behandlung der Sprache gepflegt, der Sinn für geschichtliche Auffassung geistigen Lebens geweckt werden. — „Aber das geschieht ja längst, und überall.“ — Wirklich? Über intime Erfahrungen läßt sich öffentlich nicht streiten; einen besseren Anhalt bietet der Zustand der Bücher, die dem Unterrichte dienen, zumal der Wörterbücher. Und das Bild, das man da gewinnt, ist kein sehr ermutigendes[20]). Wenn ihm einigermaßen, und das muß man doch annehmen, der tatsächliche Schulbetrieb entspricht, so gibt es hier ein großes und ertragfähiges Feld, das des rechten Anbaus erst noch harrt. Gegenüber den alten Sprachen gewähren die modernen dadurch sogar einen Vorteil, daß der vergleichende Blick, sobald er nur das Lateinische mitumspannt, sich über weitere Zeiträume und schärfer getrennte Kulturgebiete erstreckt, wogegen freilich jene, die in Formen wie Bedeutungen dem Ursprung näher stehen, die klarere Durchsichtigkeit des Zusammenhanges voraus haben. Daß auch von ihrer Seite noch keineswegs aller Gewinn, der erzielt werden kann, schon eingebracht ist, wurde schon angedeutet[21]).

Durchweg hält sich die Betrachtung in den Grenzen gegebener Sprache. Die fernere Herkunft der gebräuchlichsten Wörter, wie z. B. der vorher angeführten griechischen, ist auch den meisten Philologen dunkel, ist übrigens auch, so interessant an sich, doch für das Verständnis der Schriftwerke gleichgültig, weil sie von dem Volke selber längst vergessen war und für die Entwickelung der Bedeutungen innerhalb der historischen Sprache nicht mehr erkennbar nachwirkte. Aber daß δαίομαι und δαίς zusammenhängen, τέμενος der „Abschnitt“ ist, κρήδεμνον die „Kopfbinde“, ἡμίονος der „Halbesel“, κειμήλιον das „liegende“ Besitztum, πρόβατον das „vorwärts gehende“, ἀνδράποδα die Herde „mit Menschenfüßen“, *aequor* nicht be-

liebig das „Meer“ sondern die „Fläche“, *ingenium* das „Angeborene“, *secundus* der „nachfolgende“, *assiduus* der, welcher gehöriges Sitzfleisch hat: alles dies sind Anschauungen, die dem Griechen und Römer geläufig waren und jetzt dem Schüler zugänglich und nützlich sind. Nicht immer kommt die richtig verstandene Etymologie unmittelbar in der Übersetzung zum Ausdruck: „Selbstgenügsamkeit“ für αὐτάρκεια würde irre leiten; und die παρεκβάσεις der Staatsformen bei Aristoteles (Wilam. S. 154) sind nicht „Ausschreitungen“ sondern „Ausartungen“. Andere Proben kamen schon vor (S. 23). Aber die Einsicht in den Usrprung der Bestandteile führt doch auf den richtigen Gedanken; und manchmal läßt sie sich ohne weiteres für den Wortlaut der Übersetzung wirksam verwerten. Schon daß man *praecipue*, *eximius* nicht „besonders“ und „ausgezeichnet“ übersetzt sondern „vornehmlich“ und „ausnehmend“, *demonstrare* „darauf hinweisen“ aber *ostendere* „vor Augen halten“, ist ein kleiner Gewinn, weil damit der gedankenlosen Vermischung der Synonyma Abbruch geschieht. Oft wird man *diversus* adverbiell umschreiben: „in verschiedenen Richtungen“, so an einer früher (S. 8) angeführten Vergilstelle. Überhaupt beruht die Sprachgewalt dieses Dichters zu einem guten Teil darauf, daß er Worte von verblaßter Bedeutung mit einem Bewußtsein von ihrem ursprünglichen Sinne anwendet: *sterneret aequor aquis* (VIII 89) „eine glatte Fläche aus den Wassern herstellte“ d. h. „zur Ebene die Gewässer glättete“, *rumore secundo* (VIII 90) „vom Plätschern begleitet“, *saecula* Aen. I 606 als „Geschlechter“, ganz ähnlich wie die *saecla ferarum* bei Lukrez. Daß *saeclum* zu *serere* ähnlich steht wie *generatio* zu *generare*, begreifen die Schüler leicht; und dann wird ihnen die Übersetzung „Generation“, die an vielen Stellen noch für *saeculum* paßt, deutlich machen, wie ein Wort, das eigentlich eine Gesamtheit zugleich erzeugter und zugleich lebender Wesen bezeichnet, dazu gekommen ist ein Zeitmaß zu benennen.

Zu Einblicken verwandter Art fordert die Etymologie, innerhalb der von uns gezogenen Schranken, mehrfach auf. Wer

prudens als *providens* erkennt und „vorausblickend“ übersetzt. versteht schon beinahe so gut wie Homer (z. B. A 343), was „Klugheit“ sei. Ein Wort wie ἀγηνωρ mit seiner doppelten Bedeutung braucht für den Sekundaner nicht eine Vokabel zu sein, die er mechanisch lernt; er kennt ἄγαν, ἀνήρ, ἠνορέη und weiß oder lernt eben jetzt, daß *hôchgemuot* im Nibelungenliede etwas anderes ist als „hochmütig“ im neunzehnten Jahrhundert. An *secundus* wurde schon erinnert. Der „nachfolgende“ Wind ist günstiger als der „entgegenwehende“; und wer sich darauf einmal besonnen hat, empfindet nun auch das Bild in der Übertragung beider Attribute auf das Schicksal. Daß *minister* in der modernen Anwendung des Wortes so viel mehr ist als *magister*, mag dem jungen Lateiner, der *magis* und *minus* besser zu kennen meint, seltsam vorkommen; vielleicht dämmert ihm dabei die Erkenntnis, daß alle menschlichen Urteile und Begriffe bloß relative Geltung haben. Aber auch das ewig Gleiche im Denken der Menschen lernt er finden, wenn ihm ἄνεμος und *animus*, ψυχή und (ἀνα)ψύχειν, πνεῦμα, *spiritus*, *esprit* in gemeinsamer Betrachtung zusammengefaßt werden. Überall ist der Versuch gemacht, das geistige Element, das sich mit den Sinnen nicht fassen ließ, als eine körperliche Substanz feinster Art zu begreifen; und damit hat die schöpferische Sprache bei den verschiedensten Völkern immer wieder unbewußt jenes Gleichnis vollzogen, das, zu deutlicher Anschauung gesteigert, in den Worten Jesu an Nikodemus mit überraschender Wahrheit leuchtet. —

Einige der Beispiele dieses Kapitels ragen in ein Gebiet hinein, das zwar dem Gedankenkreise, in dem wir hier stehen, angehört, innerhalb desselben aber von besonderer Art und besonderer Wichtigkeit ist und daher noch eingehender behandelt werden soll.

III.

Sinnliche Vorstellung und Begriff.

> Anschaun, wenn es dir gelingt,
> Daß es erst ins Innre dringt,
> Dann nach außen wiederkehrt:
> Bist am herrlichsten belehrt.
>
> Goethe?

1. Abstrakte Begriffe auszudrücken besitzt die Sprache überhaupt kein anderes Mittel als die übertragene Anwendung sinnlicher Vorstellungen. Dieser Satz beweist sozusagen sich selbst: denn fast alle einzelnen Wörter, die er enthält, sind eben diesen Weg gegangen: abziehen, (be)greifen, ausdrücken, besitzen, *überhoubet*, Mitte, übertragen, (an)wenden, (vor)stellen. Und das ist kein Zufall. In den Zeiten, als die Sprache sich bildete und ihr Wortschatz geschaffen wurde, war die Aufmerksamkeit der Menschen noch ganz von der körperlichen Welt in Anspruch genommen. Erst allmählich lernte man auf geistiges Leben achten und mußte nun allerdings dessen Kräfte und Beziehungen auch benennen; aber das war für den noch ungeübten Verstand eine schwere Aufgabe, und so suchte er sich das Fremdartige und allzu Feine durch Bilder aus einem vertrauten und wahrnehmbaren Gebiete nahe zu bringen und faßlich zu machen. Demosthenes sagt (I. Phil. 17): δεῖ ἐκείνῳ τοῦτο ἐν τῇ γνώμῃ παραστῆσαι, hält es also für nötig die Übertragung auf das geistige Gebiet durch das beigefügte ἐν τῇ γνώμῃ anzudeuten, wo wir uns kürzer fassen können: „ihr müßt ihm diese Vorstellung verschaffen“. Je länger und häufiger solche Ausdrücke gebraucht wurden, desto mehr gewöhnte man sich, den abstrakten Wert, den sie nur durch ein Gleichnis andeuten sollten, unmittelbar in ihnen zu empfinden: das Bild wurde

vergessen, die uneigentliche Bedeutung verschob sich zur eigentlichen. Es ist ein ähnlicher Übergang wie der von gewogenem Edelmetall zu gestempelten Barren, von da zu geprägten Münzen, endlich zum Papiergeld. Danach versteht es sich von selbst, daß die alten Völker an sinnlichen Ausdrücken reicher, an abstrakten ärmer waren als wir, oder richtiger gesagt: daß in ihren abstrakten Begriffen das sinnliche Element noch stärker mitgefühlt wurde als in den unsern. Denselben Unterschied kann man auch schon innerhalb kleinerer Zeiträume beobachten. Vortrefflich schildert ihn Bernays, indem er von den Schwierigkeiten spricht, die sich einer modernen Verdeutschung Shakespeares entgegenstellten (Preuß. Jahrb. 68 S. 561): „Ihm war noch eine Sprache geläufig, in welcher die „Einbildungskraft ihr herrliches Spiel ungebunden trieb; und „er soll sich nun mit einer anderen begnügen, die sich der „heilsamen aber einengenden Zucht des Verstandes längst „unterworfen. Wenn er redete, so schien es, als ob das Wort „in aller Frische unverkümmerter Jugend aus der Fülle des „sinnlichen Lebens unmittelbar hervorquölle, um die sinnliche „Anschauung des Hörers ebenso unmittelbar zu befruchten; — „und jetzt soll er die gleichen Wirkungen erzeugen in einer „Sprache, in welcher die immer weiter um sich greifende „Herrschaft der abgezogenen Begriffe die erste, frische, sinn„liche Bedeutung der Wörter immer entschiedener in Ver„gessenheit zurückdrängt."

Shakespeare ist der Homer der Realanstalten. Hier wie dort ergibt sich aus der praktischen Schwierigkeit für die Erziehung ein Vorteil. Durch den unmerklichen Einfluß der Gewöhnung des Übersetzens wird der echte Sinn vieler deutschen Worte wieder aufgefrischt; und wer dieser Einwirkung empfänglich nachgibt, wird dahin gelangen, nun auch im eignen deutschen Stil manche scheinbar ganz abstrakte Begriffe wieder mit einem leisen Gefühl ihrer bildlichen Geltung zu gebrauchen. Goethe erklärt es (in den Sprüchen in Prosa) für „das schönste „Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Ge-

„danken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand „leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte“. Das gilt auch von denjenigen Gedanken, die bereits in Begriffe zusammengedrängt sind. Goethe verstand es diese Kunst zu üben; und so erhielt unter seinen Händen die deutsche Sprache einen eigenen Glanz, nicht so sehr durch neue Farben mit denen er die blaß gewordenen übermalte, als durch die feine Sorgfalt, mit der er uraltes Bildwerk von der aufgelagerten Staubdecke befreite[22]). Daß die lernende Jugend ihm nacheifern solle, könnte als ein übertriebenes Verlangen erscheinen; aber das wird jeder zugeben, daß wir sie vor dem oberflächlichen Sinn bewahren sollen, der die überlieferten Ausdrucksmittel sorglos weiter gebraucht und weiter verbraucht, und nur deshalb etwas zu sagen scheint, weil die Sprache für ihn dichtet und denkt.

Allerdings gibt es Fälle, in denen ein bildlicher Ausdruck auch im Lateinischen und Griechischen bereits verblaßt ist; *abundantia*, *plane*, *restituere*, ἀφορίζειν, προκρίνειν, συνεχής u. v. a. erweckten schwerlich eine vollere Vorstellung als die entsprechenden Wörter bei uns. Wenn Platon von der falschen Kunst, die keine klaren Begriffe habe, sagt: οὐ γνοῦσα ἀλλὰ στοχασαμένη (Gorg. p. 464 C), so empfand er wohl nur noch den Gegensatz zwischen zwei Abstrakten: „nicht erkennend, sondern es treffend.“ Der Begriff, dessen sich Lysias bewußt war, als er 25 (δήμ. καταλ. ἀπολ.), 29 συκοφαντεῖν ἐπιχειροῦσιν schrieb, oder der, welchen Cicero im Sinne hatte, wenn er pro Sest. 16, 38 sagte: *ut meum factum semper omnes praestare deberent*, war schwerlich verschieden von dem, was wir meinen, indem wir sagen, jemand „ergreife“ ein Gewerbe oder er „stehe ein für die Handlungsweise“ eines anderen. Ob einem Griechen, der bei Herodot (IX 64) las: νίκην ἀναιρεῖται καλλίστην, noch der Vorgang des Kampfspieles, von dem Siegespreise heimgebracht werden, vor Augen stand, oder ob er dabei nichts anderes dachte als wir bei der Wendung „einen Sieg davontragen“, möchte schwer zu entscheiden sein. *Respicere exemplar vitae*

morumque (a. p. 317) hat vor „berücksichtigen" kaum etwas voraus. Freilich desselben Dichters Worte (Epist. I 1, 105) *de te pendentis, te respicientis amici* lassen, gerade in dieser Zusammenstellung, ein Element des Anschaulichen hervortreten: „der von dir abhängt, der auf dich blickt". So mag man auch *exspectare* an Stellen wie ad Att. I 19, 3 getrost mit „ausschauen" übersetzen anstatt mit „erwarten". Eine feste Grenze gibt es hier nicht; und als Regel gilt doch, daß ein übertragener Ausdruck bei den Alten frischer nach dem Ursprung schmeckt als der deutsche, an den er erinnert.

Tacitus Ann. VI 7 *(nobis pleraque digna cognitu obvenere)* übersetzt Nipperdey: „uns ist sehr vieles als der Kenntnisnahme würdig entgegengetreten", und bemerkt richtig, *obvenire* nähere sich hier der Bedeutung, in der wir „vorkommen" statt „scheinen" sagen; aber das wird nicht leicht jemand behaupten, daß beide Begriffe sich schon decken. So ist παρίσταμαι ἠδὲ φυλάσσω (ν 301) nicht „ich stehe bei", sondern anschaulicher „ich stehe zur Seite". *Expressa vestigia* bei Cicero (Rosc. Am. 22, 62) ist körperlicher gedacht als „ausdrückliche Spuren", πᾶσαν προθυμίην ἐκτείνειν in Herodots Sprache (VII 10 η) kühner als in modernem Deutsch „allen Eifer anspannen" oder „anstrengen"; deutsches „zusammenstimmen und zusammenpassen" klingt abstrakter, als wenn Platon sagt: οὐ συνᾴδουσιν οὐδὲ συναρμόττουσιν ἀλλήλοις (Protag. p. 333 A). Vielleicht läßt sich hier durch einen kleinen aufgesetzten Druck die kräftigere Wirkung herstellen: „(beide Sätze) stehen nicht im Einklang und fügen sich nicht ineinander"; in der Regel aber können wir kaum anders als ein verblichenes deutsches Bild für das farbenkräftige des Originals einsetzen, weil wir sonst der eigenen Rede Gewalt antun würden. Herodots Erklärung (II 123) ἐμοὶ δὲ παρὰ πάντα τὸν λόγον ὑπόκειται ὅτι κτλ. bedeutet einfach „mein Grundsatz ist usw.". In Lysias Rede gegen Eratosthenes (12, 81) machen die Worte Schwierigkeit: ἡμεῖς νυνὶ εἰς κατηγορίαν καὶ ἀπολογίαν καθέσταμεν, und lassen sich doch einfach wiedergeben: „wir haben uns auf den Standpunkt von

Anklage und Verteidigung gestellt". Dieselbe Wendung dient uns bei Livius (XXI 19, 4): *etsi priore foedere staretur*. Sogar bei Homer dürfen wir, denke ich, Übereinstimmungen dieser Art benutzen. Es ist doch kein bloßer Zufall, wenn die Aufforderung (ρ 44) κατάλεξον ὅπως ἤντησας ὀπωπῆς genau der unsrigen gleicht: „erzähle, zu welcher Anschauung du gekommen bist". Mag der deutsche Ausdruck schwächer sein als der lateinische oder griechische, er ist immer stark genug an jenen zu erinnern, und darf dann von ihm ein Stück der verlorenen Kraft für den Augenblick wieder leihen. Hier zeigt sich besonders glücklich der eigentümliche Vorzug der Schulübersetzung vor jeder noch so guten gedruckten, von dem in der Einleitung die Rede war.

2. So einfach wie in den bisher besprochenen Fällen liegt die Sache nicht immer; oft bedarf es einiger Besinnung, um statt eines geläufigen deutschen Ausdruckes, der sofort sich darbietet, einen solchen zu finden, der nicht ins rein Begriffliche abfällt. Unsere Schüler neigen nur zu sehr zum letzteren, und der Unterricht leistet ihrer Bequemlichkeit manchmal Vorschub anstatt Widerstand, wenn er sie etwa ein für allemal anleitet *hostes fundere* mit „schlagen", *praestare* mit „sich auszeichnen", *prohibere* mit „hindern" zu übersetzen, obwohl „zerstreuen", „voranstehen" oder (z. B. Sallust Catil. 37, 5) „hervortreten", und „fernhalten" oft aufs beste in den Zusammenhang passen und besonders bei *prohibere* die lateinische Konstruktion (z. B. Liv. XXII 14, 2) gar nicht verstanden werden kann, wenn man nicht von der Grundbedeutung ausgeht. Vergil sagt mit deutlich empfundener Übertragung: *caecique in nubibus ignes terrificant animos* (IV 209); ist es nötig den Gedanken deutsch ins Abstrakte zu ziehen: „zweck- und ziellos"? Wir lassen die Soldaten manchmal „blind chargieren", sprechen von „blindem Lärm": und so nennt Iarbas die Blitze Juppiters, wenn sie keine Wirkung tun, „blinde Feuer". Von Aias erzählt Tekmessa: ἄκρας νυκτὸς .... ἄμφηκες λαβὼν ἐμαίετ' ἔγχος ἐξόδους ἕρπειν κενάς (285 ff.); das heißt nicht „er suchte

sich hinauszuschleichen", sondern: „er tastete sich leise hinaus, wo es doch nichts gab". Nun gar Homer! Wie Odysseus zwei Nächte und zwei Tage lang in den Wellen umhertreibt, πολλὰ δέ οἱ κραδίη προτιόσσετ' ὄλεθρον (ε 389): das ist wahrhaftig eine Situation, in der auch der gebildetste Sohn unseres klugen Zeitalters nicht erst seinen Verstand zu Hilfe nehmen würde, um „den Tod zu ahnen", den er „vor Augen hat". Προσπτύσσεσθαι heißt eigentlich „sich in Falten anschmiegen", also auch γ 22 (Μέντορ, πῶς τ' ἄρ' ἴω, πῶς τ' ἄρ προσπτύξομαι αὐτόν;) nicht einfach „freundlich anreden, begrüßen"; die Sorge des schüchternen Telemach ist, wie er „sich an ihn machen" soll. Beim Mahle der Phäaken schickt Odysseus dem Sänger ein schönes Stück Braten: (ὄφρα) μιν προσπτύξομαι ἀχνύμενός περ (θ 478). Das soll nicht heißen: damit ich ihn „liebevoll behandle" oder „begrüße" oder „ihm meine Zuneigung beweise"; die Grundbedeutung läßt sich so ziemlich festhalten: „daß ich mich bei ihm einschmeichle". Noch treffender wäre „mich insinuiere"; und wenigstens als Beispiel werden wir es heranziehen und dem Schüler zugleich die Falten des Gewandes und, wieder einmal, den Nutzen des Fremdwortes anschaulich machen. Wer ἐκμηρύεσθαι (Anab. VI 5, 22) mit „defilieren" wiedergibt, macht sich das von Xenophon gebrauchte Bild und damit den eigentlichen Sinn des modernen Ausdrucks deutlich. Denselben doppelten Vorteil gewährt in Ciceros Rede für Sulla (13, 39 *domi eius pleraque conflata esse constabat*) die Übersetzung „daß in seinem Hause meistenteils konspiriert wurde".

Manchmal gelingt es durch Ergänzung eines Begriffes oder durch Umschreibung ein Bild zu bewahren, das verloren gehen müßte, wenn man ängstlich Wort für Wort wiedergeben wollte. In Ciceros Warnung (Lael. 22, 83), man solle nicht glauben *libidinum peccatorumque omnium patere in amicitia licentiam*, setzen wir: „daß freie Bahn geöffnet sei", worin der Begriff von *licentiam* angedeutet bleibt. Als Freier um Kleisthenes' Tochter kamen alle zusammen, ὅσοι σφίσι τε αὐτοῖσι ἦσαν καὶ πάτρῃ ἐξωγκωμένοι (Hdt. VI 126); „stolz" ist farblos, „auf-

geblasen" gibt einen tadelnden Sinn; so versuchen wir: „denen das eigene Bewußtsein und ihr Vaterland die Brust schwellte". Den häufigsten Anlaß zu Umformungen dieser Art bietet natürlich die Sprache der alten Dichter. In Hesiods Beschreibung des goldenen Zeitalters, die ich einmal zum Text einer Klassenarbeit wählte, übersetzten zwei Schüler das τέρποντ' ἐν θαλίῃσι (ἔργ. 115) ganz geschickt: „erfreuten sich in blühendem Glücke". Bei Homer ist κήδε' ἀναπλῆσαι (ε 207) „das Maß der Leiden erfüllen", πένθος ἄεξεν (ρ 489) „er nährte das Gefühl der Trauer". In Sophokles Aias 182 f. οὔποτε γὰρ φρενόθεν γ' ἐπ' ἀριστερά, παῖ Τελαμῶνος, ἔβας, können wir der Anregung folgen, die Ennius an einer wohlbekannten Stelle gibt, und sagen: „niemals hast du dich so weit vom rechten Wege des Denkens entfernt". In dem Satze des Demosthenes (I. Phil. 7), ἂν καὶ ὑμεῖς ἐπὶ τῆς τοιαύτης ἐθελήσητε γενέσθαι γνώμης, müssen wir das in ἐπί angedeutete Verhältnis deutlicher ausbilden, können dafür γνώμης sparen: „wenn auch ihr euch entschlossen auf diesen Standpunkt stellt". Im Hinzufügen wie im Weglassen erinnert dieses Beispiel an früher dagewesene (S. 36 f.), zeigt aber neu, wie unter Umständen gerade eine Verkürzung des Ausdruckes im Deutschen dazu hilft ein Bild zu erhalten. Der falsche Freund des unglücklichen Drusus Libo verführte ihn zu ausschweifendem Leben, *quo pluribus indiciis illigaret* (Ann. II 27): „um ihn desto fester in der Schlinge zu haben"; welche Art von Schlinge gemeint ist, lehrt gleich das Folgende: „Sobald er Zeugen genug hat."

Fälle der letzten Art sind nicht allzu häufig, weil im allgemeinen der deutsche Ausdruck weniger knapp ist als der antike. Zufrieden können wir schon sein, wenn es gelingt Anschaulichkeit und Kürze zugleich zu wahren indem das Vorstellungsgebiet, in das ein Wort des Originals uns versetzt hat, etwas verschoben, erweitert oder verengt wird. „Sitzen" und „Stehen" haben das Element der Dauer gemeinsam, „sich setzen" und „sich legen" das der Beruhigung; also bleiben wir dem Sinne des Lateinischen nahe, wenn wir für *assiduus*

„beständig“ und für *flatus resedit* (Aen. VII 27) sagen: „das Wehen legte sich“. Ἄσπλαγχνος bei Sophokles (Ai. 472) ist „marklos“, συγκέκραμαι δύᾳ in Kreons Klage (Ant. 1311) „ich bin dem Unglück vermählt“. Xenophon soll sich (Anab. V 8) vor den Soldaten rechtfertigen, daß er früher manche von ihnen geschlagen hat. Es sei notwendig gewesen, sagt er, um in bedrängter Lage die Säumigen zur Aufbietung aller Kräfte zu nötigen; jetzt aber, wo es dem Heere gut geht, οὐδένα παίω· ἐν εὐδίᾳ γὰρ ὁρῶ ὑμᾶς (19). Mit einem abstrakten „Gefahrlosigkeit“ wird der Gedanke zerstört; denn die Vorstellung der Seefahrt braucht der Redner, um auf das entgegengesetzte Bild, das er im Folgenden ausführt, vorzubereiten: ὅταν δὲ χειμὼν ᾖ καὶ θάλασσα μεγάλη ἐπιφέρηται κτλ. Wir erreichen seine Absicht, wenn wir sagen: „ich sehe euch ja im Hafen“. — Für das horazische *quidquid delirant reges plectuntur Achivi* (Epist. I 2, 14) wird man die Übersetzung des trefflichen Seume immer dankbar benutzen: „wenn die Könige sich raufen, müssen die Bauern Haare lassen“. Aber *delirare* verlangt doch auch als Vokabel eine Erklärung, und die „Furche“ *(lira)* leitet auf die verwandte deutsche Redensart „aus dem Geleise kommen, entgleisen“ hin. Hat man zufällig mit denselben Schülern in der vorhergehenden Klasse den ionischen Aufstand bei Herodot gelesen, so ist gewiß noch einer und der andere der sich erinnert, mit welchem Bilde jene seefahrende Nation den gleichen Gedanken malte, VI 12, ἐκπλώσαντες τοῦ νόου: „wir haben den Kurs verloren“.

3. In bezug auf den Gebrauch von Metaphern nimmt innerhalb der auf der Schule gelesenen Autoren Sophokles eine besondere Stellung ein. Denn in der poetischen Gattung, deren einziger Vertreter er hier ist und, als Regel, bleiben wird, dienen Bilder nicht nur dem Bedürfnis nach anschaulicher Darstellung, sondern vor allem dem Wunsche, den Stil prächtig auszuschmücken und über das Niveau der natürlichen Rede hinauszuheben. Wir dürfen diesen Schmuck nicht abstreifen, wenn wir den Eindruck des Originals wiedererzeugen wollen,

und werden deshalb auch manche kühnere Verbindung wagen. „Leichentrümmer des Herdenmordes" klingt uns wohl kaum befremdlicher als den Griechen ἐρείπια νεκρῶν ἀρνείου φόνου (Ai. 308 f.); und eine so malerische Vorstellung wie El. 118 ff. (μούνη γὰρ ἄγειν οὐκέτι σωκῶ λύπης ἀντίρροπον ἄχθος) läßt sich auch der Phantasie des deutschen Lesers oder Hörers mitteilen: „allein vermag ich nicht mehr der Last des Jammers das Gleichgewicht zu halten". Auch der beliebten Vermischung getrennter sinnlicher Gebiete können wir manchmal Raum geben, z. B. Kön. Öd. 473 ff.: ἔλαμψε γὰρ τοῦ νιφόεντος ἀρτίως φανεῖσα φάμα Παρνασοῦ, τὸν ἄδηλον ἄνδρα πάντ' ἰχνεύειν. Von einem Orakel-„spruch" ist die Rede, aber durch ein ausgeführtes Bild wird er in die Sphäre des Sichtbaren gezogen und mit einem Feuerzeichen verglichen, das „vom Gipfel des schneeigen Parnaß leuchtend erschien". Dergleichen aufgeben heißt die Eigenart des Dichters verleugnen. Trotzdem werden wir uns freuen, wenn dann und wann eine schon verblassende deutsche Metapher es möglich macht, die gar zu strotzende Farbe des griechischen Ausdrucks zu dämpfen, so daß Gedanken einander nicht „verschwistert" erscheinen, sondern „verwandt" (Antig. 192), der Gesang „hell erklingt" anstatt zu „leuchten" (Kön. Öd. 187), Unglück das Greisenalter „begleitet", nicht mit ihm „zusammenwohnt" (Öd. Kol. 1238), φροντίδος ἔγχος (Kön. Öd. 170) zur „Waffe der Klugheit" verallgemeinert wird. Nicht selten endlich wird es doch notwendig sein das Bild ganz zu verlassen, zumal da, wo es nicht ausgemalt, sondern nur durch ein einzelnes Wort angedeutet ist und im Deutschen entweder unverständlich werden oder eine breite Umschreibung erfordern würde. Ohr und Sinn der Griechen waren anders gestimmt als die unsern, und diesem Unterschied muß Rechnung tragen, wer in uns einen ähnlichen Eindruck hervorrufen will wie jene empfingen. Darauf wurde schon früher hingewiesen (S. 25).

Von dem Stil der Tragödie völlig verschieden ist die Redeweise Homers, auch sie reich an Bildern, die uns oft überraschen. Aber hier sind es nicht kunstvolle Zierate, zu künstlerischem

Gebrauch erfunden, sondern es sind jene uralten Gleichnisse, mit deren Hilfe überall der menschliche Geist die körperlose Welt der Gedanken seiner Auffassung zu unterwerfen gesucht hat. Dem ältesten Dichter steht von dieser Seite der Vater der Geschichte noch nahe genug. Man darf für die Übersetzung den Grundsatz aufstellen, daß Bilder, die bei Homer und Herodot vorkommen, wenn irgend möglich auch im Deutschen festgehalten werden sollen; denn da berühren sie uns nicht fremdartig sondern heimatlich, indem sie die verblichene Anschaulichkeit unsrer eignen Sprache auffrischen helfen.

Wieder ganz anders steht es mit den lateinischen Autoren, die der Schüler zu lesen bekommt. Die geistige Atmosphäre, der Cicero Vergil Tacitus angehörten, war der, in welcher wir atmen, ähnlich, nur zu ähnlich. Immerhin ist das Latein der goldnen und silbernen Zeit noch reicher an Metaphern als unser jetziges Deutsch; aber der Prozeß der Umwandlung sinnlicher Ausdrücke in Abstracta war doch schon weit genug vorgeschritten und lud zu Neubildungen ein. Am reichsten an solchen ist von den Prosaikern Tacitus, und der Übersetzer soll ihn nicht korrigieren. *Exciti prospero clamore, qui modo per agros fuga palabantur, victoriae se miscebant*, schreibt er Hist. III 17, und wir zerstören das Gemälde, wenn wir für *se miscere* „sich beteiligen“ setzen; vielmehr: „sie mischten sich in den Sieg“. *Ut quis destrictior accusator, velut sacrosanctus erat*, steht Ann. IV 36. Hätte Tacitus nur „scharf“ gemeint, so würde er *acrior* geschrieben haben; da ihm das nicht genügt hat, soll es auch uns nicht genügen, und wir versuchen ebenfalls das erloschene Bild zu erneuern, indem wir „schneidiger“ sagen. — Daneben kennt doch auch Tacitus und kennen andere neben und vor ihm die feinere Art, einen bildlichen Ausdruck dadurch wieder lebendig zu machen, daß er geschickt in eine Umgebung gebracht wird, die an den ursprünglichen Sinn erinnert. Horaz weiß verständig zu raten: *dixeris egregie, notum si callida verbum reddiderit iunctura novum* (a. p. 47 f.); und er befolgt selber den Rat, indem er die körperliche Bedeutung von Worten wie

tollere (Od. II 4, 11) oder *onus* (Epist. I 17, 39) lebhaft erfaßt und zu Gleichnissen ausdehnt[23]). Das ist dieselbe Kunst, die wir vorher an Goethe gerühmt haben, von der auch aus römischen Autoren, aus Tacitus und Vergil, schon Beispiele erwähnt wurden (S. 18. 31); unsere Sache ist es die Absicht zu merken und beim Übersetzen nicht zu verwischen. *Clarus* heißt hundertmal „herrlich, berühmt", aber *clarus Olympus* (Aen. IV 268) ist der „strahlende Olymp", αἰγλήεις bei Homer. *Sustinere* für *alere* ist ebenso gedacht und war in Sallusts Zeit wohl schon ebenso gebräuchlich wie unser „Unterhalt"; aber in den Worten *homo omnium quos terra sustinet sceleratissimus* (Iug. 14, 2) ist es wieder voller empfunden, und so müssen auch wir sagen: „von allen welche die Erde trägt". *Obire* heißt „begehen, bereisen, besorgen" und ist in dieser Anwendung transitiv; wenn nun Livius (X 25, 13 f.) den Prätor Appius Claudius sagen läßt: *non suffecturum ducem unum nec exercitum unum adversus quattuor populos; periculum esse sive iuncti unum premant sive diversi gerant bellum, ne ad omnia simul obire unus non possit,* so zeigt schon die ungewöhnliche Konstruktion mit *ad* daß das Verbum im eigentlichen Sinne genommen ist: „nach allen Seiten zugleich entgegentreten".

Ganz in seiner Art verhält sich zu den geläufigen metaphorischen Ausdrücken Cicero. Gedankenlos gebraucht auch er sie nicht; aber während Sallust und Tacitus durch Stellung und Verbindung oder durch die treffende Wahl eines benachbarten Wortes den Keim der bildlichen Vorstellung erhalten oder erwecken, weiß ihn die fruchtbare Phantasie des Redners zu einem ausgeführten Gleichnis zu entwickeln. Von *adversa* und *secunda fortuna* war schon einmal die Rede; bei Cicero (off. II 6, 19) lesen wir: *Magnam vim esse in fortuna in utramque partem vel secundas ad res vel adversas quis ignorat? nam et, cum prospero flatu eius utimur, ad exitus pervehimur optatos, et, cum reflavit, adfligimur.* Und noch unmerklicher hat er einem so abgebrauchten Begriffe wie *impellere* „bewegen" ein volles Bild entlockt de or. II 79, 324: *quos (locos) tamen totos*

explicari in principio non oportebit, sed tantum impelli primo iudicem leviter, ut iam inclinato reliqua incumbat oratio. Nägelsbach, der beide Beispiele anführt, übersetzt das erste (§ 134, 2) ohne alles Bild, das zweite (§ 128, 1) mit veränderter Metapher. Ich würde es vorziehen, auch hier der Gedankenrichtung zu folgen, in die der Autor selbst uns weist: „damit sich, wenn er schon wankend geworden ist, die übrige Rede auf ihn werfe", und: „wenn das Glück unsre Segel schwellt gelangen wir zum erwünschten Ziel, wenn der Wind umschlägt leiden wir Schiffbruch".

Man mag in dem letzten und in manchen früheren Fällen einwenden, daß sich unser Verfahren zu eng an die Vorlage anschließe; und sicher wird sich oft eine glattere und auf den ersten Blick gefälligere Übersetzung finden lassen. Aber unser Bestreben war ja, gerade die eigentümlichen Züge des Originals in der Übertragung frisch zu erhalten und durch das Suchen nach ihrer Wiedergabe zugleich die Vertrautheit mit den Ausdrucksmitteln der eignen Sprache zu erhöhen. Das wird uns auch im folgenden Abschnitt zu Forderungen führen, denen von vornherein nicht jeder zustimmen möchte.

IV.

Synonyma.

> Wer dolmetschen will, muß großen Vorrat von Worten haben, daß er die Wahl könne haben, wo eins an allen Orten nicht lauten will.
>
> Luther.

1. Einer der häufigsten Fehler des Stiles ist Eintönigkeit. Wer nicht auf sich achtet, verfällt leicht in die lässige Gewohnheit, ähnliche Dinge immer wieder mit demselben Namen zu benennen. Und das schadet nicht nur dem Wohlklang, sondern auch der Deutlichkeit. Denn selten oder nie sind Synonyma gleichbedeutend; und wer zwei oder mehr verwandte Begriffe, für welche die Sprache besondere Wörter geschaffen hat, stets nur mit einem von diesen bezeichnet, wird notwendig gerade den Ausdruck, den der Zusammenhang seiner eignen Gedanken erforderte, oft verfehlen. In ganzen Gesellschaftskreisen sind „tadellos, hervorragend, wunderbar" die einzigen Adjectiva, die zur Verfügung stehen, um lobende Anerkennung auszusprechen. Ob sie etwas anführen oder mitteilen, erwähnen oder auseinandersetzen, darstellen oder entwickeln, beschreiben oder erzählen wollen, ist den Verfassern deutscher Aufsätze, und zwar nicht bloß derjenigen die korrigiert werden, manchmal vollkommen unklar. Gegen solche Armut gibt es keine bessere Abhilfe als das Übersetzen aus einem mustergiltigen fremden Werke. Denn beim Vortrag dessen, was man sich selbst ausgedacht hat, ist man fortdauernd in Gefahr, in den vertrauten Kreisen geläufiger Vorstellungen und Ausdrücke befangen zu bleiben; der fremde Text aber bringt die Nötigung, uns selbst aufzurütteln, unser Gedächtnis zu durch-

grübeln und aus ihm auch solche Worte emporsteigen zu lassen, die uns bekannt und verständlich waren, wo sie ein andrer verwandte, aber dem Bewußtsein nicht gegenwärtig oder nicht nahe genug, um für eignen Gebrauch gleich zur Hand zu sein. Diese Arbeit muß ja getan werden, wenn wir der Mannigfaltigkeit des Originals gerecht werden und jede Verbindung von Begriffen möglichst in der Schattierung erhalten wollen, die der Autor für sie gewählt hat.

Zuweilen handelt es sich um Unterschiede, die nur leise empfunden werden und unwesentlich erscheinen können. Ich freute mich doch, als ein Schüler die Worte Xenophons (Mem. IV 2, 33): ἐπιχειρῶν ἀποδιδράσκειν μετὰ τοῦ υἱοῦ τόν τε παῖδα ἀπώλεσε καὶ αὐτὸς οὐκ ἠδυνήθη σωθῆναι, von selbst so wiedergab, daß Dädalos „mit seinem Sohne" zu fliehen versuchte und „sein Kind" verlor. Und oft führt das Bestreben, die Abwechslung des Ausdruckes nachzuahmen, erst dazu, daß die Begriffe scharf erfaßt werden. So an einer Stelle der divinatio in Q. Caecilium (19, 61): *nullam neque iustiorem neque graviorem causam necessitudinis posse reperiri quam coniunctionem sortis, quam provinciae, quam officii, quam publici muneris societatem*, d. h. „kein gerechterer und kein wichtigerer Grund zu enger Verbindung könne gefunden werden als die Vereinigung des Loses, als die Gemeinschaft des Wirkungskreises [nicht „Amtsbezirkes", wegen des folgenden *munus*], der Pflicht, des Staatsamtes". *Imperium* heißt oft genug „Herrschaft", und dieses Wort würde auch bei Sallust Catil. 2, 2 *(maxumam gloriam in maxumo imperio putare)* ganz gut passen; weil aber *lubidinem dominandi* unmittelbar vorhergeht, so ist es in „Herrschbegier" schon verbraucht, und wir bilden nun: „im größten Machtbereiche". Ein Beispiel gehäufter Synonyma aus Herodot ist früher (S. 22) vorgekommen. Wenn Xenophon Memor. II 1, 18 ταλαιπωρῶν, πονῶν, μοχθοῦσι kurz hintereinander setzt, so können wir ihm folgen, indem wir „sich plagend, arbeitend, sich anstrengen" sagen. Und kurz darauf (33) ähnlich: χαίρουσιν „sie freuen sich", ἀγάλλονται „fühlen sich gehoben", ἥδονται

„haben ihre Lust daran“. Derselbe Schriftsteller scheint (ebenda 7, 9) ἀγαπᾶν und φιλεῖν klar zu sondern, indem er sagt: οὐ μὲν ἐκείνας φιλήσεις, ὁρῶν ὠφελίμους σεαυτῷ οὔσας, ἐκεῖναι δὲ σὲ ἀγαπήσουσιν, αἰσθόμεναι χαίροντα αὐταῖς, „du wirst sie lieben, da du siehst, daß sie dir nützlich sind, und sie werden etwas von dir halten, da sie merken, daß du mit ihnen zufrieden bist“. Aber wenige Zeilen später (§ 12), wo dasselbe Verhältnis als nunmehr eingetreten geschildert wird, ist die Verteilung umgekehrt: αἱ μὲν ὡς κηδεμόνα ἐφίλουν, ὁ δὲ ὡς ὠφελίμους ἠγάπα. Also wäre es auch an der ersten Stelle möglich beide Verba zu vertauschen oder gar auszugleichen; doch das dürfen wir nicht. Offenbar ist das Spiel mit diesen Worten von Xenophon beabsichtigt; und unsere Sache ist es nicht, ihn zu korrigieren, sondern seinen Absichten, auch wo wir sie etwa nicht ganz verstehen, nachzugeben.

Besonders groß ist die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks bei den Dichtern, teils aus natürlicher Fülle wie bei Homer, teils infolge kunstmäßiger Arbeit. Manchmal ist es für den Übersetzer unmöglich hierin dem Original treu zu bleiben; so Aen. IV 478, wo wir uns wohl vergebens bemühen würden *germana* und *soror* auch deutsch auseinander zu halten. Anderwärts wieder ist die Bewahrung des Unterschiedes überflüssig, weil er ganz tonlose Worte betrifft. Wenn wir an früher angeführten Stellen ἀνήρ mit „man“ übersetzen wollen, so braucht uns ein nachfolgendes τις davon nicht zurückzuhalten; vielmehr werden wir ο 400 f. (μετὰ γάρ τε καὶ ἄλγεσι τέρπεται ἀνήρ, ὅς τις δὴ μάλα πολλὰ πάθῃ καὶ πόλλ’ ἐπαληθῇ) so geben: „nachträglich freut man sich auch über Leiden, wenn man schon viel erduldet hat und viel umhergeirrt ist“. Aber Fälle dieser Art sind nicht die Regel; meist ist es möglich und lohnend die Vielheit der Synonyma nachzubilden. Zwischen μηνίω, κοτέομαι und χαλεπαίνω zu unterscheiden würde dem Schüler schwer werden; vielleicht empfindet er doch etwas davon, wenn er angehalten wird einen Satz wie ε 146 f. genau zu übersetzen: Διὸς δ’ ἐποπίζεο μῆνιν, μή πώς τοι μετόπισθε κοτεσσάμενος χαλεπήνῃ, „scheue den Groll

des Zeus, daß er nicht hinterher erzürnt dich seinen Unwillen fühlen lasse". Bei Vergil werden *clarus* und *inclutus*, *oculi* und *lumina* oft als gleichwertig gebraucht; aber wenn Aen. VI 478 f. *bello clari* und *inclutus armis* unmittelbar aufeinander folgen, so sind es Männer „die im Kriege geglänzt haben" und der „waffenberühmte" Parthenopäus; und *lumine* hinter *oculos* (VIII 152 f.) heißt „mit dem Blicke", nicht „mit dem Auge". Die Schüler gehen gern, und oft mit Geschick, auf solche Bemühungen ein; so wurde Aen. VI 673 ff.: *nulli certa domus, lucis habitamus opacis riparumque toros et prata recentia rivis incolimus*, gleich beim ersten Übersetzen ganz treffend wiedergegeben: „keiner hat ein bestimmtes Heim, wir hausen in schattigen Hainen und bewohnen die Uferbänke und die von Bächen erfrischten Wiesen".

2. Allerdings kann der Eifer zu weit gehen und muß dann wieder zurückgehalten werden. Man darf nicht kunstreicher sein wollen, als der Klassiker von dem man lernen soll selbst war. Wenn Vergil Aen. IV 1, 5 in kurzem Zwischenraum zweimal *cura* gebraucht, so dürfen auch wir zweimal — nur freilich nicht „Sorge" sagen, als sei Dido um ihren Unterhalt verlegen gewesen, wohl aber „Kummer" oder „Gram". So sind auch bei Homer ε 212 f. δέμας, φυή, εἶδος streng zu scheiden: „Gestalt, Wuchs, Aussehen"; aber wenn in V. 217 εἶδος und εἰσάντα ἰδέσθαι bequem nebeneinander stehen, so werden wir vor „Aussehen" und „anzusehen" nicht zurückscheuen.

Unter Umständen ist es geradezu notwendig, ein Wort, das unverändert wiederkehrt, auch wieder ebenso zu übersetzen. In Ciceros Rede für Murena 2, 4 sind *summo honore affectus, eodem honore praeditus* mit Absicht nur teilweise unterschieden worden: „angetan—ausgestattet"; den Begriff „Würde" hat der Redner in beiden Gliedern gleich ausgedrückt. Er wollte die Stellung seines Klienten seiner eignen möglichst gleich erscheinen lassen, und durfte doch *magistratu* nicht sagen, da Murena erst designierter Konsul war. Daß er nicht etwa um Synonyma für *honor* verlegen war, zeigt Cicero in

derselben Rede 5, 12, wo *laus*, *memoria*, *honos*, *gloria* („Ruhm, bleibendes Gedächtnis, Ehre, Glanz") hart nebeneinander stehen. Noch wichtiger ist die Gruppierung um einen gemeinsamen zwar nicht Ausdruck, doch Wortstamm bei Sallust Catil. 3, 1 f.: *et qui fecere et qui facta aliorum scripsere multi laudantur; ac mihi quidem, tametsi haudquaquam par gloria sequitur scriptorem et actorem* (sic) *rerum, tamen in primis arduum videtur res gestas scribere.* Die gedrängte Kraft des Gedankens geht verloren, wenn wir *scriptor* etwa als „Erzähler" dem „Vollbringer der Taten" gegenüber fassen; die Anlehnung an das vorhergehende und nachfolgende *scribere* muß bleiben. So setzen wir: „den, welcher Geschichte schreibt, und den, der Geschichte macht". — Bei Xenophon (Memor. III 12, 5) lesen wir unmittelbar hintereinander die Worte: πρὸς πάντα, ὅσα πράττουσιν ἄνθρωποι, χρήσιμον τὸ σῶμά ἐστιν· ἐν πάσαις δὲ ταῖς τοῦ σώματος χρείαις πολὺ διαφέρει ὡς βέλτιστα τὸ σῶμα ἔχειν. Da dürfen wir χρεία und χρήσιμος nicht voneinander reißen, und versuchen mit „Anwendung, zur Anwendung kommen" die Einheit des Begriffes festzuhalten.

Wesentlich, nicht für den Gedanken aber für den Stil, ist eine gewisse Gleichförmigkeit des Ausdruckes bei Homer. So sehr seine Sprache, verglichen mit jeder anderen, uns als etwas Ursprüngliches anmutet, unmittelbar aus der reichen Quelle sinnlicher Vorstellung geschöpft zu sein scheint, so enthält sie doch zahlreiche Bestandteile, die dafür zeugen, daß auch sie schon am Ende einer langen, keineswegs nur aufsteigenden Entwickelung steht. Sie bietet in freigebiger Anwendung Worte und Formeln, die durch langen Gebrauch stereotyp geworden sind und nun vom Dichter ohne lebendiges Bewußtsein ihrer eigentlichen Bedeutung benutzt werden. Davon war schon bei Gelegenheit von δαιμόνιος die Rede, das, im Gespräch zwischen Göttern gesetzt, einem Schüler aufgefallen war. Uns mag es ja seltsam und vielleicht manchmal gar langweilig vorkommen, daß die gleichen Wendungen sich so oft wiederholen, daß Morgen und Abend, Essen und Trinken, Frage und Antwort, Verwundung

und Tod stets in denselben Zügen beschrieben werden, daß der Tag immer „heilig“ heißt, die Salzflut „weißlich grau“, die Schiffe „schnell“ auch wenn sie im Hafen liegen, der Himmel „sternenreich“ auch bei hellem Tage, daß Zeus den Verführer der Klytämnestra einen „(Helden) ohne Tadel“ nennt, in dem Augenblicke wo er von seinem Frevel erzählt. Aber solche Auswüchse gehören zum Körper des Epos, wie es nun vor uns steht, und wer sie abstreift verwundet ihn. Das haben zwei Männer getan, die gerade im starken Gefühl künstlerischer Empfänglichkeit sowohl wie Gestaltungskraft und mit einer gewissen Geringschätzung gegen uns Philologen es unternommen hatten, den echten und bleibenden Gehalt der homerischen Poesie dem deutschen Volke zugänglicher zu machen[24]). Hermann Grimm rühmt sich ausdrücklich, daß in seinen Proben einer „Übertragung“ die „hergebrachten, tönenden Adjectiva“ ausgelassen sind; umgekehrt hat Wilhelm Jordan die stehenden Epitheta dadurch zu beleben gesucht, daß er sie an verschiedenen Stellen verschieden übersetzt. Beide Bearbeiter haben geschadet, wo sie helfen wollten, am schlimmsten diesmal Jordan, da er nicht bloß ein Element des epischen Stiles wegließ, sondern ein falsches an seine Stelle setzte. Eher würde ich zustimmen können, wenn empfohlen wird, die schmückenden Beiwörter zwar da, wo sie bei derselben Person oder Sache wiederkehren, gleich, in neuen Verbindungen aber anders zu übersetzen[25]); in θαλεροὶ αἰζηοί, θαλερὸς γάμος, θαλερὸν δάκρυ schwebten sicher dem Dichter selbst verschiedene Begriffe vor. Aber auch hier n kann man leicht zu weit gehen; wer den „göttlichen“ Sauhirten in einen „edlen“ verwandelt, schwächt die Wirkung, die der Dichter doch hervorbringen wollte, daß alltägliche Zustände und Menschen durch Emporheben in die Sprache des Heldengesanges verklärt werden. Ein Hauptreiz der epischen Erzählung liegt eben darin, daß sie uns für Augenblicke an jener heiteren Weltanschauung teilnehmen läßt, in der alle Dinge wie mit einem goldigen Schimmer übergossen erscheinen, einer Anschauung, deren Wesen das griechische

Volk so fein erkannt und so anmutig bezeichnet hat durch den Glauben, daß sie nur in den Erinnerungen eines blinden Greises habe leben können. Wer freilich mit stetigem und eindringendem Blicke verweilt, dem schwindet mehr und mehr der Eindruck des Gleichmäßigen, und die durchsichtiger werdende Hülle läßt einen Reichtum an feiner Charakteristik erkennen, deren Mischung mit dem konventionellen Element das eigentliche Wesen des homerischen Stiles ausmacht und ebenso der Kunst des Übersetzers wie dem Scharfsinn des Forschers eine Aufgabe stellt.

3. Wo weder um stilistischer noch um logischer Wirkungen willen die Gleichheit des Ausdruckes etwas bedeutet, wir vielmehr zu erkennen meinen, daß der Autor, obwohl er sich desselben Wortes bedient, es doch jedesmal von einer andern Seite faßt und einen anderen Teil seines Begriffsinhaltes im Vordergrunde des Bewußtseins hat, da kann und soll natürlich demselben griechischen oder lateinischen Worte nicht immer dasselbe deutsche in der Übersetzung entsprechen. Davon war ja schon in der Einleitung die Rede, daß auch die scheinbar ähnlichsten Begriffe in verschiedenen Sprachen sich niemals völlig decken. Hätten die Kreise selbst gleichen Umfang, sie würden doch einander schneiden, weil sie nicht konzentrisch liegen[26]).

Ἔργον und „Werk“ stehen sich vom Ursprung her nahe genug; und doch, welche Fülle von Bedeutungen hat das griechische Wort bei dem einen Homer! Vorausblickend ist es die „Aufgabe“ (z. B. χ 149), zurückschauend die „Leistung“ (ρ 313). Κακὰ ἔργα bei den Freiern sind nicht „schlimme Werke“, sondern „schlimmes Treiben“ (z. B. β 67); aber wenn σ 362 Eurymachos dem Bettler vorwirft: ἔργα κάκ' ἔμαθες, so wird durch die Verbindung mit μανθάνειν wieder eine andere Seite des Begriffes hervorgekehrt: „du hast ein schlechtes Handwerk gelernt“. Unter Umständen muß man gar einen Satz bilden, um den Inhalt eines einzigen Wortes zu umschreiben (vgl. S. 27 und Kap. IX 1). Ein im Grunde ein-

faches, in der Anwendung mannigfaltiges Adjektiv ist σχέτλιος (von ἔχω), „wer etwas einmal Ergriffenes festhält". Das kann im guten Sinne gesagt sein: „ausdauernd, zäh" (μ 279. K 164), „unwiderstehlich" (λ 474. μ 21); häufiger tadelnd: „hart" (ι 351. B 112), „eigensinnig" (Σ 13). In der erregten Warnung der Gefährten, als Odysseus zum zweiten Male den Kyklopen vom Schiff aus höhnend anreden will, meint σχέτλιε (ι 494) so viel wie „hast du noch nicht genug?" Das, woran einer festhält, kann auch etwas wie Mutlosigkeit sein; so υ 45 von Athene dem Odysseus, P 150 von Glaukos dem Hektor vorgehalten: „du bleibst dir immer gleich". Sehr klar in der Grundbedeutung gebraucht Platon das Wort, um den gedachten Unterredner, gegen den Sokrates bei Hippias Hilfe sucht, zu charakterisieren (größ. Hipp. 289 E).

Proficisci ist „aufbrechen", wo Anfang und Fortgang der Bewegung unterschieden werden, wie bei Cäsar Gall. I 12, 2: *de tertia vigilia cum legionibus tribus e castris profectus ad eam partem pervenit* etc.; daß sie so auch da, wo diese Unterscheidung nicht stattfindet, übersetzen (z. B. civ. I 24, 1: *Pompeius Luceria proficiscitur Canusium atque inde Brundisium*), muß man den Jungen erst abgewöhnen. Nun haben sie „marschieren" begriffen, verfehlen aber wieder den Sinn, indem sie den Statthalter, der in seine Provinz geht, „marschieren" lassen, oder umgekehrt, sie machen den Marsch eines Feldherrn mit seinem Heere zur „Reise". Diese Verkehrtheit überträgt sich dann auf das griechische πορεύεσθαι. Man kann es erleben, daß den makedonischen Soldaten nachgesagt wird, sie seien am Sterbebett ihres Königs „vorbeimarschiert", τὸν δὲ ἄφωνον εἶναι παραπορευομένης τῆς στρατιᾶς (Arrian. VII 26, 2). Für *civitas* bringt ein Sekundaner aus der Cäsarlektüre schon eine reichliche Auswahl deutscher Synonyma mit, und doch dürften sie an einer Stelle wie Sallust Catil. 5, 8 alle versagen: *corrupti civitatis mores* sind die verdorbenen Sitten „der Gesellschaft". Wenn Cato im Senat eifert (Catil. 52, 22): *omnia virtutis praemia ambitio possidet*, so meint er das „Strebertum";

aber gleich darauf (26), wo er ironisch die Verschworenen entschuldigt *(deliquere homines adulescentuli per ambitionem)*, will er den „Ehrgeiz“ als eine verzeihliche Schwäche hinstellen. Wenn der Redner einen Einwand des Gegners als erheblich anerkennt, so sagt er: *audio* „das läßt sich hören“; dasselbe Wort drückt dann wieder seine Ungeduld aus, wenn eine unerwiesene Behauptung immer aufs neue vorgebracht w rd: „ich höre ja“ (Cicero Rosc. Am. 52. 58).

Invidia ist „Neid, Mißgunst, Eifersucht“, aber auch passivisch „Mißliebigkeit, Mangel an Popularität“, *falsus* „täuschend“ und „getäuscht“, *laetus* „erfreulich“ und „froh“, *infestus* „drohend“ und „bedroht“, *certus* „gesichert“ und „sichernd“ (z. B. Cic. de or. II 9, 38), ἄπιστος „ungläubig“ und „unglaubwürdig“, ἀργός „träge“ und „unbearbeitet“, κεδνός „achtsam“ und „achtbar“. Diese Doppelheit aktivischer und passivischer Beziehung läßt den Gebrauch vieler Wörter in beiden alten Sprachen ganz unverständlich bleiben, so lange man nicht auf sie achtet. Daß für die Verbaladjectiva auf -τος in unsern Grammatiken allein oder doch als das Regelmäßige der passive Sinn angegeben ist, wird später beim Lesen die Quelle vielfacher Irrtümer. Bei Homer sind ἄντιτα ἔργα (ρ 51) „Taten der Vergeltung“; Alkinoos weiß die Stimmung des Gastes zu würdigen: „du sprichst nicht in unfreundlicher Absicht“, οὐκ ἀχάριστα (ϑ 236). Bei den paar Beispielen, in denen ἀμέγαρτος in der Odyssee vorkommt, drehen und wenden sich die Erklärer, um einen verständlichen Sinn herauszubekommen; alles fügt sich aufs schönste zusammen, wenn man bedenkt, daß es auch „nicht mißgönnend“ bedeuten kann. „Allzu freigebig“ schilt Antinoos den Sauhirten, als dieser dem Bettler den Bogen bringen will (φ 362). Euripides hat jene zwiefache Möglichkeit für ein Wortspiel verwertet, wenn er in der Taurischen Iphigenie (1092) den Chor sagen läßt, der Eisvogel erhebe εὐξύνετον ξυνετοῖς βοάν. Demselben Zwecke dient die Wiederholung von φίλος in einem Ausruf des Pylades (ebd. 650): ἄζηλά τοι φίλοισι θνησκόντων φίλων „Ein schlechtes Glück für den Liebenden,

wenn der Geliebte stirbt". Im Lateinischen besteht das gleiche Verhältnis. Cicero spielt ganz ähnlich wie Euripides (ad. fam. II 18, 1): *mea studia tibi, homini gratissimo, grata esse vehementer gaudeo.* Bei Tibull (II 6, 46) heißt *occulto sinu* „im bergenden Busen"; in Sallusts Iugurtha 74, 3 verdient die alte Lesart wiederhergestellt zu werden: *Numidis in omnibus proeliis magis pedes quam arma tuta sunt*, d. h. „bringen Sicherheit". Wenn Äneas sagt (I 384): *ipse ignotus, egens Libyae deserta peragro*, so hat man das mit Recht erklärt: „ohne Kunde, fremd"; umgekehrt ist *ignara lingua* (Sall. Iug. 18, 6) die „unbekannte Sprache".

Daß überhaupt diese Erscheinung nicht auf die im engeren Sinne so genannten Verbaladjectiva beschränkt ist, sondern sich auf alle Nomina erstreckt die einen verbalen Begriff enthalten, wird schon an einigen der angeführten Beispiele deutlich geworden sein. Auch die doppelte Beziehung von δίκη gehört hierher: was von der einen Seite als Recht geltend gemacht wird, erscheint auf der anderen als Pflicht; und demgemäß läßt sich das davon abgeleitete Adjektiv zwiefach wenden und verwenden: „berechtigt" in aktivem, „verpflichtet" in passivem Sinne (z. B. δίκαιός εἰμι εἰπεῖν Protag. p. 319 B). Noch mag an Wörter wie *carus, odorus* (Aen. IV 132) erinnert werden, die durch aktive, an *caecus innoxius securus*, die durch passive Anwendung zunächst überraschen. So gut wie ἄπρηκτος hat ἄπορος beide Seiten, ἀπευθής wie ἄπυστος, *flebilis* wie *invisus*. In Hektors Verwünschung seines Bruders Γ 40 (αἴθ' ὄφελες ἄγονός τ' ἔμεναι ἄγαμός τ' ἀπολέσθαι) heißt ἄγονος „nie geboren"; Augustus aber, der (Sueton 65) durch diesen Vers seinen Unwillen über den Kummer ausdrückte, den ihm Tochter und Enkelkinder bereitet hatten, meinte etwas andres und ordnete demgemäß die Worte: αἴθ' ὄφελον ἄγαμός τ' ἔμεναι ἄγονός τ' ἀπολέσθαι. Das ganze Gebiet der Wörter, an denen verbale Bedeutung in nominaler Form erscheint, ist für die Bildung des Denkens deshalb so ergiebig, weil es Nötigung zugleich und Anhalt gibt, daß wir uns in eine der unsrigen fremde Psychologie versetzen[27]).

Diejenige lateinische Vokabel, die von allen die größte Mannigfaltigkeit deutscher Ausdrücke erfordert, ist wohl *res.* Hier aber liegt der Grund nicht in dem reichen Inhalt des lateinischen Begriffes, sondern umgekehrt in seiner Leerheit; er ist wie ein Gefäß, in das eine durch die umgebenden Sätze erzeugte Vorstellung aufgenommen wird. Die einfachere und straffer konzentrierte Denkart der alten Römer machte es möglich, solche Vorstellung stillschweigend aus dem Verständnis des Zusammenhanges entstehen zu lassen; unsere immer komplizierteren, zugleich aber loser ineinander gefügten Gedankenreihen bedürfen, um richtig erfaßt zu werden, öfter einer äußeren Nachhilfe. Wenn der Lateiner ein *haec res* oder *eius rei* oder *quam rem* las, so wußte er von selbst, ob es eine Tat oder ein Gedanke, Forderung oder Zugeständnis, Absicht oder Wirkung, Nachricht oder Annahme, Hoffnung oder Befürchtung, ein Plan oder ein Erfolg, ein Gegenstand oder ein Verhältnis war, was damit angedeutet und worauf Bezug genommen werden sollte; ein deutscher Autor ist genötigt seinem Leser immer dann und wann in Erinnerung zu rufen, um was eigentlich es sich gerade handelt. Für den pädagogischen Wert des Übersetzens ist dieser Unterschied beider Sprachen wieder ein Vorteil; denn nun werden auch die Schüler veranlaßt sich dieselbe Frage vorzulegen und, um sie beantworten zu können, das Ganze zu erfassen und vorwärts wie rückwärts zu blicken. Und mit voller Deutlichkeit muß das geschehen; sonst wird man erleben, daß sie auch aus deutschen Texten jedes beliebige Abstractum mit *res* übersetzen wollen, unbekümmert darum, ob ein Verbum oder ein Satz in der Nähe steht, der dem bloß schematischen Worte die gewünschte Bedeutung mitteilen kann. Die gleiche Behandlung substantivierter Pronomina wird uns später beschäftigen. Eine ähnliche Bewandtnis hat es in der homerischen Sprache mit dem Substantiv μῦθος, das die Rede samt ihrem Inhalt bezeichnet und deshalb je nach Umständen als „Bericht“ (γ 94) oder „Frage“ (Σ 361), „Aufforderung“ (φ 143) oder „Bescheid“ (ε 98), „Vorschlag“ (M 80) oder „Drohung“ (A 25) genommen werden muß.

Übersetzungen wie die hier angedeuteten wird man nicht damit abweisen wollen, daß sie dem Original zu wenig genau entsprächen. Es kommt ja doch nicht darauf an, die Wörter zu übertragen, sondern die Gedanken; und in diesen waren die Vorstellungen, deren Ausdruck wir im Deutschen hinzufügen, schon enthalten. Der Unterschied liegt nur darin, daß es dem fremden Autor entweder nicht nötig erschienen war, wie bei *res*, oder noch nicht gelungen war, wie bei manchen homerischen Begriffen die wir differenzieren müssen, das, was ihm lebhaft genug vor der Seele stand, auch in der Sprache zu bezeichnen. Ψεύδεσθαι heißt „sich täuschen" und „lügen": undenkbar, daß die Griechen den Unterschied nicht empfunden hätten; aber bloß im Aorist ließen sie ihn der Form nach hervortreten. Beim Übersetzen sind wir gezwungen uns für eins von beiden zu entscheiden, also ein Gedankenelement zur Entwickelung zu bringen, das in dem griechischen Begriffe nur erst als Keim enthalten war. — „Kunst" und „Wissenschaft" hatten im Altertum noch kein Bewußtsein ihres Gegensatzes; τέχνη sowohl als *ars* bedeutete diese beiden Seiten menschlicher Geistestätigkeit. Dem Schüler erscheint das wie ein Mangel an sprachlicher Ausdrucksfähigkeit; denn gegeben habe es beides doch schon damals. Mag er lernen, daß die Ursache tiefer liegt, in der inneren Verwandtschaft von Forschen und Schaffen, die in jener jugendlichen Zeit des Menschengeschlechts noch nicht so weit auseinander gingen wie in unsrer überreifen Kultur. Wer τέχνη ins Deutsche überträgt, muß eins der zwei Worte wählen, also im Ausdruck wechseln, und wird unvermeidlich jedesmal einen Teil des Begriffes auf Kosten des andern hervorkehren. Wenn er sich dabei nur klar wird über dieses Verhältnis, so kann er aus der praktischen Schwierigkeit einen Gewinn für das Erkennen ziehen. Auch die Kunst des Übersetzens soll ja keine bloße Fertigkeit und Routine sein, ἐμπειρία καὶ τριβή, welche οὐκ ἔχει λόγον οὐδένα ὧν προσφέρει, ὁποῖ' ἄττα τὴν φύσιν ἐστίν (Gorg. p. 463 C. 465 A), sondern recht eigentlich eine τέχνη, Kunst zugleich und Wissenschaft.

V.

Partikeln.

Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.
Schiller.

Scheinbar einen ganz geringen Gehalt von eigner Bedeutung haben die Partikeln; in Wahrheit sind sie nichts weniger als leer. In ihnen drängt sich gerade eine ganze Fülle von Vorstellungen zusammen, die den Gedankengang des Redenden begleiten, in der Seele den Untergrund für die nacheinander ausgesprochenen Sätze bilden, und nur von Zeit zu Zeit in einer lebhaften, bedeutenden Gebärde oder in ein paar dazwischen geworfenen Silben sich Geltung und Ausdruck verschaffen. Deshalb ist es ein aussichtsloses Beginnen, für jede lateinische oder griechische Partikel eine bestimmte ebenso kurze deutsche als Übersetzung zu suchen[28]). Wo der Zufall es so gefügt hat, werden wir ihn gern benutzen, im ganzen aber uns gegenwärtig halten, daß, wenn schon in Substantiven von konkretem Inhalt — wie Sonne und Mond, Baum und Quelle — kaum jemals zwei Sprachen genau sich decken, dies vollends bei den kleinen und kleinsten Wörtern nicht zu erwarten ist, die nur sozusagen den lautlichen Exponenten eines unausgesprochenen, die ganze Umgebung beherrschenden Gedankens bilden. In besonderer Art wichtig sind diejenigen unter ihnen, die dazu dienen Sätze zu verbinden. Eine gut gewählte Konjunktion leistet etwas Ähnliches wie im großen eine geschickte Wendung des Übergangs; in beiden tritt ein inneres Verhältnis vorangehender und nachfolgender Gedanken hervor, beide trennen zugleich und verbinden: es sind die Gelenke im Körper der Rede.

I. Selten werden wir bei der Etymologie Hilfe finden, um eine Partikel zu erklären; suchen dürfen wir sie für den Schüler nur dann, wenn die frühere Stufe der Entwickelung, auf die zurückgegriffen werden soll, auch ihrerseits bekannt und verständlich ist. Wie ein *quin* zu der Bedeutung „ja sogar, fürwahr" kommen konnte, läßt auch der klassische Sprachgebrauch noch erkennen; etwa bei Vergil (Aen. VI 33 f.): *quin protinus omnia perlegerent oculis, ni iam praemissus Achates adforet.* Da mag man getrost übersetzen: „Warum sollten sie nicht sofort alles durchmustern? wenn (nur) nicht Achates schon da wäre!" Das versichernde τοί und der Dativ des Pronomens der zweiten Person sind dem Homer-Leser gleich geläufig; er wird ohne Mühe begreifen, daß beide im Grunde dasselbe Wort sind, und wird sich freuen, auch im Deutschen das Ursprüngliche einzusetzen, was oft genug sich schickt: φώκας μέν τοι πρῶτον ἀριθμήσει (δ 411), „die Robben wird er dir zuerst zählen". Daß bei Homer auf ein μέν manchmal kein δέ antwortet, fällt zunächst auf. Das Befremden wird schwächer bei der Erinnerung daran, daß noch in Luthers Sprache unser „zwar" dieselbe Freiheit genießt („so wollen wir zwar wiederum auch herzlich vergeben"); und alles ordnet sich aufs beste, wenn man erkennt, daß μέν von μήν dem Ursprung nach nicht verschieden, also dem deutschen *ze ware* auch in der Bedeutung gleich ist.

Die besondere Versicherung, daß etwas richtig sei, wird in der Regel von der Vorstellung dessen begleitet sein, was man als falsch ablehnen will; sie enthält also naturgemäß ein Element des Gegensatzes. So sind im Deutschen „gewiß, freilich, allerdings" mehr und mehr dazu gelangt, eine Einräumung zu bezeichnen. Ähnlich erging es von der andern Seite her, mit Bezug auf einen voraufgehenden Gedanken, den lateinischen *vero, verum,* die sich in einer unserm „aber" ähnlichen Anwendung befestigt haben, doch nicht selten durch das genauere „in Wahrheit" lebhafter und besser wiedergegeben werden. Übrigens ist dies nicht der einzige Weg, auf dem der

Begriff des Gegensatzes entstehen kann; durch ἀλλά wird unmittelbar ausgedrückt, daß man etwas „anderes“, von dem Vorigen abweichendes sagen will. Und oft ist es nur auf einem Umwege eben durch lebendiges Erfassen dieses Gedankenverhältnisses möglich, bei aller Fülle deutscher Vokabeln die im Lexikon für ἀλλά geboten werden („aber, doch, dagegen, vielmehr, sondern“) die treffende Übersetzung zu finden. So z. B. Memor. I 2, 60. Vorher ist der Vorwurf bekämpft worden, daß Sokrates es gebilligt habe, wenn die armen Leute geschlagen würden; vielmehr habe er gelehrt, daß diejenigen, auch wenn sie sehr reich wären, in Schranken gehalten werden müßten, die weder im Krieg noch im Frieden etwas Nützliches leisteten. Dann fährt Xenophon fort: ἀλλὰ Σωκράτης γε τἀναντία τούτων φανερὸς ἦν καὶ δημοτικὸς καὶ φιλάνθρωπος ὤν. Einen Gegensatz bezeichnet ἀλλά auch hier, aber nicht zu dem letztvorhergehenden Satze, sondern zu dem der durch diesen widerlegt wurde und dem Schriftsteller immer noch deutlich vor der Seele steht. Gegen ihn wendet er sich mit einem kräftigen: „Nein, im Gegenteil; Sokrates war offenbar ein Volksfreund und ein Menschenfreund“.

II. Über den Kreis hinaus, der durch die gegebenen Beispiele der Art nach bezeichnet ist, darf die Schule nicht gehen; ja man mag zweifeln, ob die Wissenschaft selber an den etymologischen Experimenten, denen *si* und *an*, γέ κέν εἰ u. ä. so gern unterworfen werden, ein rechtes Interesse hat. Angenommen, es gelänge bei einem solchen Worte die Herkunft sicherzustellen, so wäre damit für ein Verständnis seiner Geschichte kaum etwas gewonnen. Denn die Kraft dieser kleinsten Redeteilchen hat sich nicht aus innerem Keim entwickelt, sie ist von außen herangewachsen. Die Bedeutungen, die man für die lautlichen Wurzeln der verschiedenen Partikeln angesetzt hat, sehen einander meist sehr ähnlich; aber ihre Funktion im Zusammenhang der Rede unterschied sich. Eine gewisse Art von Nebenvorstellung, Gedankenrichtung, versteckter Beziehung, die von einer bestimmten lautlichen Äußerung begleitet

zu werden pflegte, wurde durch Gewöhnung immer fester mit ihr verbunden: in der fertigen Sprache erscheint sie wie ein eigener Bedeutungsinhalt dieser Lautgruppe[29]). Den Sprachgebrauch, und in erster Linie den ältesten, muß man durchforschen, um den Sinn der Partikeln herauszufühlen.

1. Z. B. gleich das so viel berufene ἄν! Man hat es schon halb verstanden, wenn man auf seine Etymologie verzichtet. Denn nun braucht man nicht mehr aus einer angenommenen Grundbedeutung die Fülle der wirklichen Anwendungen künstlich und vielleicht gewaltsam abzuleiten. Ein einzelnes Wort, das im Deutschen dem ἄν oder κέν entspräche, wird nie gefunden werden: trotzdem spukt noch in Wörterbüchern und Kommentaren das unsinnige „wohl", Bei nüchterner Betrachtung des Gebrauches ergibt sich ein ganz klares Verhältnis. Die Verbindung von ἄν mit dem Konjunktiv ist schon bei Homer erstarrt, die Partikel wird darin nicht mehr empfunden; die Bedeutung des Konjunktivs mit ἄν ist für uns von der des Futurums nicht zu unterscheiden. Für alle übrigen Modi aber (Indik. Prät., Optativ, Infinitiv, Particip) trifft Gottfried Hermanns Beobachtung zu: ἄν drückt aus, daß das Verbum bei dem es steht an eine Bedingung geknüpft ist[30]). Man muß die Schüler anhalten diese Bedingung aufzusuchen, die oft nicht ausgesprochen ist, nur mehr oder weniger bewußt dem Redenden vorschwebt; dann mögen sie selber, unabhängig vom Wortlaut, diejenige deutsche Form des Gedankens finden, die ihrer nun gewonnenen Einsicht entspricht, und durch Wahl des Modus, durch ein Hilfsverb, ein zugefügtes Adverb oder einen kleinen Zwischensatz das umschreiben, was der Grieche mit seinem ἄν leise andeutete. Diese einfache Regel ist nicht bloß praktisch und schon bei Tertianern vollkommen durchführbar; sie könnte hier und da auch den Gelehrten nützlich werden, z. B. an einer von der Kritik angefochtenen Stelle aus Herodot. Die Ermunterung, welche die Griechen von Thermopylä aus an die Phoker und Opuntischen Lokrer richteten, schließt mit den Worten (VII 203): οὐ γὰρ θεὸν εἶναι τὸν ἐπιόντα ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα ἀλλ'

ἄνθρωπον· εἶναι δὲ θνητὸν οὐδένα οὐδὲ ἔσεσθαι, τῷ κακὸν ἐξ ἀρχῆς γιγνομένῳ οὐ συνεμείχθη, τοῖσι δὲ μεγίστοισι αὐτῶν μέγιστα· ὀφείλειν ὧν καὶ τὸν ἐπελαύνοντα, ὡς ἐόντα θνητόν, ἀπὸ τῆς δόξης πεσεῖν ἄν. Hier hat K. W. Krüger daran Anstoß genommen, daß bei ὀφείλειν ein Infinitiv mit ἄν stehen solle. Obwohl er daher, nach Hermann[31]), richtig übersetzt „daß er fallen könne", meint er doch ἄν streichen zu müssen; dasselbe hat neuerdings Holder getan. Stein vermutet ἀν⟨ὰ χρόνον⟩. Aber der Text ist ganz in Ordnung: auch der Perser, der heranzieht, müsse „unter Umständen in seiner Erwartung getäuscht werden", d. h. er „müsse mit seiner Ansicht scheitern können". Daß er „scheitern müsse" (unbedingt), können die Leute doch nicht behaupten[32]).

2. In der Behandlung des homerischen ἦ τοι spielt überall „traun" eine große Rolle, womit wir doch nie eine lebendige Übersetzung gewinnen, weil der deutsche Ausdruck selber uns fremdartig ist. „Doch, fürwahr" sind im Notfall immer zur Hand, geben aber dem Gedanken keine charakteristische Färbung. Diesmal ist es wirklich ein einziges Wort, das nahezu immer paßt, in den Wörterbüchern aber zwischen einem halben Dutzend andrer verschwindet. Ἦ τοι heißt „freilich" (z. B. ρ 157). Damit wird fast immer auf einen Gegensatz hingedeutet, der entweder nachfolgt oder (z. B. γ 124. Π 61) vorausgeht, ausgesprochen ist oder nur in Gedanken den Redenden beschäftigt. Das deutsche Adverb ist nicht ängstlich jedesmal festzuhalten; manchmal müssen wir uns begnügen, es beim Sprechen zu empfinden. Auch sonst kommt es oft vor, daß eine Partikel zwar übersetzt werden könnte, aber nur durch ein Wort, das sich lautlich und begrifflich zu breit machen würde, so daß wir es lieber ganz weglassen und nur für den Ton der Rede im Sinne behalten. Die meisten Beispiele bietet wohl γέ, bei Homer wie anderwärts (z. B. Xenoph. Memor. II 2, 9: τοῦτό γε οὐκ οἶμαι). Aber nicht anders ist es mit den lateinischen *et* — *et* —, *neque* — *et* —, die in dem „einerseits — andrerseits" unsrer Gelehrten- und Amtsprache ein unerfreuliches Nachleben führen. Wo wirklich von zwei Seiten

die Rede ist, da hat diese Formel auch im Deutschen ihr Recht; z. B. ad fam. XV 4, 4 (bei Bardt Nr. 28), wo zwei Landschaften von einem dazwischenliegenden Gebirge aus betrachtet werden: *non longe a Tauro castra feci, ut et Ciliciam tuerer et Cappadociam tenens nova finitimorum consilia impedirem.* Im ganzen aber lag die Neigung, einen Gedanken disjunktiv anzusehen, der Sprache Justinians viel mehr im Blute als der unseren, und wir sollen uns hüten dieser Gewalt anzutun.

3. Wenn irgend eines der homerischen Füllwörtchen für unübersetzbar galt, so ist es ἄρα; verstehen aber läßt sich auch dies[32a]). Es drückt eine Übereinstimmung zwischen Gedanken und Tatsachen aus, entweder so, daß ein eintretendes Ereignis, das Tun und Reden einer Person, der Erwartung entspricht die man hegte, oder umgekehrt, daß das Denken sich der Wirklichkeit anpaßt, indem aus ihr ein Schluß gezogen wird. Durch ein einzelnes Wort kann man dasselbe im Deutschen nicht leisten; so geben wir als Grundbedeutung zunächst ein paar kleine Sätzchen: „wie sich denken läßt, wie man erwarten konnte, wie man schließen muß". Spricht man dergleichen aus, so ist es allerdings nicht viel anders, als wenn in einer leicht hingeworfenen Zeichnung ein feiner Strich mit einem Faber Nr. I dick nachgezogen würde. Aber in dem flüchtigen Stoff der Sprache, die durchs Ohr vernommen wird, läßt sich die zu starke Wirkung schnell wieder verwischen, indem wir den Zusatz nachher in der Regel nicht beibehalten. Das, was er uns gelehrt hat, suchen wir durch einen möglichst kurzen Ausdruck anzudeuten, der nun vom Deutschen her gebildet wird, oder aber, was kein bloßer Notbehelf ist, wir begnügen uns, die gewonnene Einsicht in den Zusammenhang bei lebendigem Sprechen durch Ton und Gebärde hervortreten zu lassen. Je mehr auf diese Weise Verständnishilfen wie die in den folgenden Beispielen gegebenen entbehrlich werden, desto besser.

Im Anfang von η ist erzählt, daß Athene ihren Freund mit Nebel umhüllt (14 f.); wie er nachher durch die Stadt geht, heißt es (39 ff.): τὸν δ' ἄρα Φαίηκες ναυσικλυτοὶ οὐκ ἐνόησαν

ἐρχόμενον κατὰ ἄστυ διὰ σφέας· οὐ γὰρ Ἀθήνη εἴα ἐυπλόκαμος, δεινὴ θεός, ἥ ῥά οἱ ἀχλὺν θεσπεσίην κατέχευε. „Ihn bemerkten [wie sich denken läßt, also] *natürlich* die Phäaken nicht; denn Athene ließ es nicht zu, die *ja* [wie ihr euch erinnert] Nebel über ihn ausgegossen hatte". Ὀχθήσας δ' ἄρα εἶπε (ε 355): unmutig, wie sich denken läßt, d. h. „in *begreiflichem* Unmut sprach er". Manchmal bleibt die ganze Umschreibung stehen, z. B. ε 397, wo in einem Gleichnis von der Genesung eines Familienvaters die Rede ist, der schwer krank gelegen hat: ἀσπάσιον δ' ἄρα τόν γε θεοὶ κακότητος ἔλυσαν, „*man kann sich denken*, wie ersehnt es kam, daß die Götter ihn vom Leiden befreiten". Nun Beispiele der entgegengesetzten Art! Zu den Kyklopen kommt Odysseus, οἵ ῥα θεοῖσι πεποιθότες ἀθανάτοισιν οὔτε φυτεύουσιν χερσὶν φυτὸν οὔτ' ἀρόουσιν (ι 107 f.): „die, *doch wohl* [wie man annehmen muß] im Vertrauen auf die Götter, weder pflanzen noch pflügen". Antinoos hat den Bettler mit einem Schemel geworfen, „doch der blieb stehen fest wie ein Fels; [man konnte erkennen:] *offenbar* hatte ihn der Wurf nicht erschüttert", οὐδ' ἄρα μιν σφῆλεν βέλος Ἀντινόοιο (ρ 464). Glaukos hat gesehen, wie Hektor den Leichnam des Patroklos preisgibt; da ruft er: „du warst *also* [wie sich gezeigt hat] dem Kampfe lange nicht gewachsen", μάχης ἄρα πολλὸν ἐδεύευ (P 142). Auch hier kann es vorkommen, daß wir etwas mehr Worte brauchen. Der Bettler erzählt in τ der Königin, daß ihr Gemahl der Heimat schon nahe sei, ja daß er längst heimgekehrt sein würde, wenn er es nicht vorgezogen hätte erst noch Schätze zu sammeln: καί κεν πάλαι ἐνθάδ' Ὀδυσσεὺς ἤην· ἀλλ' ἄρα οἱ τό γε κέρδιον εἴσατο θυμῷ (τ 282 f.) „aber so *mußte* es ihm *wohl* nützlicher erscheinen".

Eine lohnende Aufgabe wird es sein, die Geschichte des ἄρα in späterer Zeit zu verfolgen; Spuren der ursprünglichen Kraft begegnen da auf Schritt und Tritt. Nachdem Xenophon die Lehrweise seines Meisters geschildert hat, schließt er (Mem. I 2, 8): πῶς οὖν ἂν ὁ τοιοῦτος ἀνὴρ διαφθείροι τοὺς νέους; εἰ

μὴ ἄρα ἡ τῆς ἀρετῆς ἐπιμέλεια διαφθορά ἐστιν. Was man für εἰ μὴ ἄρα gegeben hat, *nisi forte*, trifft doch nur ungefähr den Gedanken; er meint: „Wie sollte ein solcher Mann die Jugend verderben? falls nicht *dann* [der Schluß gezogen wird, daß] die Pflege der Tugend ein Verderben ist". Und ganz lebendig an einer Stelle der Anabasis, VII 4, 13. Da wird von Thrakern erzählt, die aus dem Gebirge hervorkommen um durch Xenophons Vermittlung mit Seuthes zu verhandeln, den Vorwand aber benutzen, um die Gelegenheit für einen nächtlichen Überfall auszuspähen: οἱ δ' ἄρα ταῦτ' ἔλεγον κατασκοπῆς ἕνεκα, d. i. „doch sie sagten das *eben* [wie man hernach sah] um zu kundschaften". Eine Fülle ähnlicher Wendungen bietet Platon in der bewegten Sprache der Dialoge[33]).

III. In vielen Fällen hat man natürlich längst nach der geschilderten Weise die Grundbedeutung festgestellt. Aber nun erheben sich dadurch Schwierigkeiten — reichlich schon bei Homer, aber erst recht oft im späteren Griechisch — daß Partikeln von entgegengesetzter Wirkung vertauscht erscheinen oder nebeneinander stehen, oder daß eine einzelne an einem Platz auftritt, wo sie eigentlich gar nicht hinpaßt.

1. Ἀλλ' ἐμοὶ πείθου καὶ μὴ ἄλλως ποίει: so schließt Kriton die eindringliche Darlegung der Gründe, die den Sokrates bewegen sollen aus dem Gefängnis zu fliehen (p. 45 A). Die adversative Konjunktion scheint eine Folgerung einzuleiten; und es ist eine verbreitete Sitte — wo man nicht gar ein charakterloses „nun" zu Hilfe nimmt —, in solchen Fällen zu sagen: „ἀλλά heißt hier ‚drum'". Undenkbar! Bei aller Empfänglichkeit der „Formwörter", aus dem Zusammenhang Farbe und Inhalt anzunehmen, wie soll ein so durchsichtiges Wort, dessen Gebrauch im übrigen so fest steht, plötzlich vor einer Aufforderung einen seiner Natur geradezu widersprechenden Sinn bekommen? Daß es sich äußerlich so darstellt, mag sein; wir suchen das innere Verhältnis der Gedanken: und das ist auch hier ein Gegensatz. Nur bezieht sich dieser, wie wir es schon einmal gehabt haben (S. 59), nicht auf unmittel-

bar vorhergehende Worte, sondern auf die gesamte Ansicht oder Stimmung sei es des Angeredeten oder auch des Sprechenden selbst. Kriton sieht seinem Lehrer ins Gesicht, und erkennt daß er ihn widerlegen will: „Nein, folge mir“, sagt er dagegen. Umgekehrt hat vorher Sokrates gegen die Trauer, mit der sein junger Freund von der Rückkehr des Staatsschiffes berichtete, Einspruch erhoben (p. 43 D): „Aber, mein Kriton, Glück auf!“ — Mit sich selber kämpft Polos im Gorgias, als er von Sokrates in die Enge getrieben wird. Zuletzt auf die Frage, ob er selber wohl das Schlimmere und Häßlichere an Stelle des weniger Schlimmen und weniger Häßlichen wählen würde, zögert er zu antworten; jener redet ihm zu, er solle seine Meinung sagen, und nun entschließt er sich: „Doch [obwohl mir das Zugeständnis schwer wird], ich würde nicht so wählen“ (Gorg. p. 475 E). Gegen beide Teile, die das Gespräch führen, wendet sich der Schlußgedanke Ἀλλ' ἄγε μηκέτι ταῦτα λεγώμεθα (N 292), der nun oft auch unausgesprochen vorschwebt, so daß auf ein abbrechendes „Doch . . .“ sogleich die Angabe dessen folgt, was man, statt daß weiter Worte gewechselt werden, getan wünsche. Z 431. 490, ξ 31. 36 sind naheliegende Beispiele[34]).

Wie Gegensatz und Folgerung nicht vermischt werden dürfen, so auch nicht Gegensatz und Begründung. Und doch findet sich ἀλλὰ — γάρ gar nicht selten. Aber wenn z. B. Odysseus erzählt, wie seine Gefährten auf der einsamen Insel im Weltmeer laut jammerten und weinten, und abschließend hinzufügt (κ 202): ἀλλ' οὐ γάρ τις πρῆξις ἐγίγνετο μυρομένοισιν, so gehört nicht einmal allzuviel Phantasie dazu, um ihn zu hören und zu sehen, wie er hinter dem „Aber“ innehält, mitleidig und resigniert die Achseln zuckt oder die Hände etwas nach vorn hebt und mit halb trauriger, halb spöttisch überlegener Miene andeutet, daß das Jammern doch nicht ewig gedauert habe: „denn es half ihnen nichts zu klagen“. Etwas von all diesen Elementen steckt in dem ἀλλὰ — γάρ; wir vergröbern die Empfindung, indem wir sie in Worte fassen, aber

wir können sie leise nachfühlen, wenn wir uns an die Stelle des Redenden denken. Und diesmal gelingt es sogar, die griechische Verbindung genau nachzubilden: „Aber — es half ja nichts". Wie hier das kräftig einsetzende ἀλλά, so ist häufig die Anrede (z. B. Ἀτρεΐδη Ψ 156, Φήμιε α 337, ὦ φίλοι κ 174) von einem Gebärdenspiel begleitet, dem dann das weiter Gesagte als Begründung dient. Schwieriger wird die Erklärung, wo ἀλλὰ γάρ hart zusammen stehen. Homer hat das noch nicht; aber ein Satzanfang wie O 739 (ἀλλ' ἐν γὰρ Τρώων πεδίῳ) läßt schon den Gang erkennen, den die Entwickelung später genommen hat. Zwei ursprünglich bedeutungsvolle Elemente, die durch lebhaftes Denken verbunden waren, büßten in oft wiederholtem Gebrauch immer mehr an eignem Gehalt ein und verschmolzen am Ende zu einer geläufigen, wenig sagenden Formel. Deutsches „aber — ja" wird meistens dafür eintreten können: ἀλλὰ γὰρ οὐ τούτους ζητοῦμεν „aber wir suchen ja nicht diese" (Menon p. 92 C). Vielleicht ist doch damit dem γάρ schon zu viel Gewicht beigelegt. Wo ein andrer als ein Aussagesatz folgt, versagt die Wiedergabe des γάρ mit „ja" ohnehin. Für ἀλλὰ γάρ, ὦ ἑταῖρε Ἄνυτε, μὴ οὐκ ᾖ διδακτὸν ἀρετή (Menon 94 E) könnte man versuchen: „Aber das ist es ja; daß nur nicht Tugend etwas Unlehrbares ist!" Eine Übersetzung aber ist das nicht mehr, und geht wohl auch an psychologischer Deutung über das hinaus, was Platon im Bewußtsein oder auch nur im Gefühl hatte[35]).

Aus lebendigem, auf Ohr und Auge wirkendem Vortrage stammen wieder die Fälle, in denen der Satz mit γάρ als Parenthese zu fassen ist, wie ξ 355 f.: ἀλλ' — οὐ γάρ σφιν ἐφαίνετο κέρδιον εἶναι μαίεσθαι προτέρω — τοὶ μὲν πάλιν αὖτις ἔβαινον. Hier steht dem Sprechenden, indem er mit ἀλλά anhebt, das, was er zu berichten hat (τοὶ μὲν πάλιν αὖτις ἔβαινον), schon deutlich und fertig vor der Seele, und er unterbricht sich, um es zu begründen; wodurch es denn äußerlich den Anschein gewinnt, als ginge der mit γάρ begründende Satz dem Gedanken, der begründet werden soll, voraus. Diese

Gebrauchsweise von γάρ wie die vorher beschriebene liebt unter den erzählenden Schriftstellern besonders Herodot; in einer Rede athenischer Gesandten (IX 27) kommen sie dicht nebeneinander vor. Und gerade bei Herodot begreift es sich leicht, daß in all solchen Fällen der γάρ-Satz nicht willkürlich verschoben ist, vielmehr seinen natürlichen Platz behauptet, nur eben auf einen Gedanken sich bezieht, der unausgesprochen den Geist beschäftigt hat. Dasselbe möchte ich nun aber auch in späterem Griechisch, wo es irgend angeht, gelten lassen. Wenn der Chor den zum Tode Bestimmten bedauert und dieser ihn unterbricht (Iph. Taur. 646): οἶκτος γὰρ οὐ ταῦτ'· ἀλλὰ χαίρετ' ὦ ξένοι, so darf man nicht sagen, „der begründende Satz stehe vor dem begründeten"; das innere Verhältnis der beiden ausgesprochenen Gedanken ist ja durch ἀλλά klar bezeichnet, als Gegensatz. Vielmehr bezieht sich γάρ auf eine vorhergegangene Handbewegung, womit Orestes den Klagen Einhalt gebietet: „Zu jammern gibt es hier ja nicht; nein, freut euch, ihr Frauen". Eine bejahende Gebärde wird durch γάρ erläutert, wo Antigone auf Kreons Frage, ob sie wirklich gewagt habe sein Gebot zu übertreten, antwortet (450): οὐ γάρ τί μοι Ζεὺς ἦν ὁ κηρύξας τάδε „War es doch nicht Zeus, der mir dies verkündigt hatte". Ja ganz ohne Bindeglied fügt sich im raschen Wechselgespräch dem, was der eine gesagt hat, von der andern Seite die Begründung an. Iphigenie teilt dem Bruder mit (1031), daß sie ein Mittel zur Rettung gefunden habe: ταῖς σαῖσι μανίαις χρήσομαι σοφίσμασιν. Δειναὶ γὰρ αἱ γυναῖκες εὑρίσκειν τέχνας, antwortet er. Hier ist nichts von einer Ellipse („Ich wundere mich nicht, daß du das kannst"), sondern Orestes begleitet verständnisvoll den Gedankengang der Schwester und ergänzt ihn unmittelbar, als wäre, was zwei sagen, eine zusammenhängende Rede.

2. In ähnlichem Verhältnis wie γάρ und ἀλλά stehen πέρ und γέ. Darüber hat, mit Bezug auf eine bestimmte homerische Verbindung, August Nauck eine lehrreiche Beobachtung mitgeteilt[36]): πάρος γε heißt „früher wenigstens, früher doch",

πάρος περ „auch früher, schon früher"; durch πάρος γε wird das Frühere vom Späteren gesondert, durch πάρος περ seine Übereinstimmung mit dem, was nachher geschehen ist, hervorgehoben. So heißt es von Tydeus (E 806 f.): αὐτὰρ ὁ θυμὸν ἔχων ὃν καρτερόν, ὡς τὸ πάρος περ, κούρους Καδμείων προκαλίζετο, während Hephästos Σ 386 seinen Besuch mit den Worten empfängt: πάρος γε μὲν οὔ τι θαμίζεις „sonst ⟨jedenfalls⟩ kommst du gar nicht oft". Wo die Handschriften zwischen πέρ und γέ schwanken, wird man, mit Nauck, hiernach die Entscheidung treffen, zumal da der sonstige Gebrauch der beiden Partikeln dazu stimmt. Für γέ bedarf das keines Nachweises; aber auch für πέρ ordnen und begreifen sich so die mancherlei Anwendungen am ehesten, wenn man von „auch" als Grundbedeutung ausgeht. Ein Vers wie Γ 3 (ἠύτε περ κλαγγὴ γεράνων πέλει οὐρανόθι πρό) zeigt deutlich die Fügung des Gedankens, für die dann ὥς περ der stereotype Ausdruck geworden ist. In abhängigen Sätzen (εἴ περ A 81. E 224 u. ö., ἥν περ T 32) und bei Participien (ἱέμενός περ α 6, ἀνάσχεο κηδομένη περ A 586, πύκα περ φρονεόντων I 554) steht πέρ ganz im Sinne von καί, nicht gar selten schon mit diesem kumuliert (καὶ ἀχνύμενοί περ O 651, καὶ μάλα περ θυμῷ κεχολωμένον A 217, καὶ ἀθάνατός περ ἐπελθών ε 73), woraus dann das im Attischen herrschende καίπερ erwachsen ist. Die entgegengesetzte Richtung, die πέρ und γέ dem Gedanken geben, zeigt sich besonders deutlich, wenn beide zusammen stehen, wie O 476: μὴ μὰν ἀσπουδί γε δαμασσάμενοί περ ἕλοιεν νῆας „wenigstens nicht ohne Mühe, wenn sie uns schon bezwingen, mögen sie die Schiffe nehmen".

Aber nun finden sich Stellen, wo πέρ die Funktion von γέ zu übernehmen scheint. Wenn Amphinomos zu dem Bettler sagt (σ 122 f.): γένοιτό τοι ἔς περ ὀπίσσω ὄλβος· ἀτὰρ μὲν νῦν γε κακοῖς ἔχεαι πολέεσσιν, so kann er doch nur meinen: „wenigstens in Zukunft". Ähnlich Achill (A 352 f.): μῆτερ, ἐπεί μ' ἔτεκές γε μινυνθάδιόν περ ἐόντα, τιμήν πέρ μοι ὄφελλεν Ὀλύμπιος ἐγγυαλίξαι „da du mich doch einmal geboren hast,

wenn auch zu kurzem Dasein, so hätte mir wenigstens Ehre Zeus verleihen sollen" So bittet Odysseus den Zürnenden: wenn dir Agamemnon verhaßt ist, σὺ δ' ἄλλους περ Παναχαιοὺς τειρομένους ἐλέαιρε (I 301 f.). Gerade in Wunschsätzen ist dieser Gebrauch nicht ganz selten[37]). Um ihn psychologisch zu verstehen, müssen wir wieder auf καί zurückgreifen. Dieses nimmt die Bedeutung „auch nur" da von selber an, wo es einen Begriff einleitet, der entweder an sich etwas Einschränkendes enthält oder durch einen im Zusammenhang nahe liegenden Gedanken diese Färbung bekommt. Von dem Öl, mit dem Here sich salbt, heißt es Ξ 173 f.: τοῦ καὶ κινυμένοιο Διὸς κατὰ χαλκοβατὲς δῶ ἔμπης ἐς γαῖάν τε καὶ οὐρανὸν ἵκετ' ἀυτμή, d. h.: es brauchte nicht ausgegossen zu werden, *auch* bei *leiser Bewegung* trat die Wirkung ein. Herodot läßt die Athener sagen (VIII 144): ἐπίστασθε, ἔστ' ἂν καὶ εἷς περιῇ Ἀθηναίων, μηδαμὰ ὁμολογήσοντας ἡμέας Ξέρξῃ — *auch einer* würde genügen um den *Widerstand* fortzusetzen[38]). Überall ist das Glied mit καί von einem andern Standpunkt aus gedacht als der umgebende Satz, in den Hauptgedanken mischt sich eine begleitende Empfindung: „Was ich meine, gilt auch für den Fall, daß die oder die Einschränkung eintritt". Dies nun, auf die Denkform des Wunsches angewendet, ist ohne weiteres verständlich, wie gleich im Anfang der Odyssee (α 58) ἱέμενος καὶ καπνὸν ἀποθρῴσκοντα νοῆσαι ἧς γαίης, wo wir unwillkürlich hinzudenken: schon den Rauch zu sehen würde ihm eine Freude sein. Und so in den vorher besprochenen Fällen mit πέρ: *auch* wenn es *künftig* dem Bettler gut ginge, *auch* wenn Zeus *Ehre* verliehen hätte, *auch* wenn Achill mit den *übrigen* Achäern Mitleid empfände — würde dem Sprechenden ein Wunsch erfüllt sein.

3. Für γέ wird man mit dem Grundbegriffe „wenigstens, jedenfalls" in der Regel auskommen, oft allerdings so, daß im Deutschen nur die Betonung ihn andeutet. Es entspricht ziemlich genau dem lateinischen *quidem;* und das muß uns helfen eine Gruppe von Anwendungen zu begreifen, die den

Erklärern manche Schwierigkeit bereitet hat. Im Dialoge — in der Tragödie sowohl wie bei Platon — wird öfters eine kurze Antwort mit καὶ .... γε oder bloßem γε unmittelbar an die Worte des Vorredners angeknüpft; das ist *et .... quidem*, „und zwar". Als Ödipus den Tod des greisen Polybos erfahren hat, vermutet er (963): νόσοις, ὁ τλήμων, ὡς ἔοικεν, ἔφθιτο; der Bote nickt zustimmend: καὶ τῷ μακρῷ γε συμμετρούμενος χρόνῳ „und zwar entsprechend der Länge der Zeit". An einer Stelle im Anfang des Protagoras müssen wir uns dieselbe Kopfbewegung vorstellen, nur daß sie hier nicht bestätigen soll sondern berichtigen. Der Freund, mit dem Sokrates zusammentrifft, meint sicher zu sein (p. 309 C): οὐ δήπου τινὶ καλλίονι ἐνέτυχες ἄλλῳ ἔν γε τῇδε τῇ πόλει; doch kurzab wird er belehrt: καὶ πολύ γε „und zwar bei weitem". Dasselbe haben wir nun bei bloßem γέ, z. B. bei Sophokles da, wo der Alte von dem Kinde zu erzählen gezwungen wird, das einst durch ihn die Königin hat aussetzen lassen. Τεκοῦσα τλήμων; fragt Ödipus entsetzt; mit stummer Gebärde bejaht es jener, dann fügt er die Erklärung hinzu: θεσφάτων γ' ὄκνῳ κακῶν „und zwar aus Furcht vor schlimmer Prophezeiung" (1175). Wie Gorgias auf Befragen den Namen seiner Kunst genannt hat, meint Sokrates: Ῥήτορα ἄρα χρή σε καλεῖν; Ἀγαθόν γε, ὦ Σώκρατες, ist die zuversichtliche Antwort. „Also einen Redner soll man dich nennen? — Und zwar einen guten, wenn du mich so nennen willst, wie zu sein ich mich rühme" (p. 449 A). — Wieder etwas anders ist die Stimmung der Antwort an einer späteren Stelle in demselben Dialog (p. 463 D. E). Polos ist von Sokrates in die Enge getrieben, und Gorgias muß gestehen: ἀλλ' ἐγὼ οὐδὲ αὐτὸς συνίημι ὅ τι λέγεις. Jener zuckt die Achseln und sagt tröstend: Εἰκότως γε („Und zwar natürlicherweise"), ὦ Γοργία· οὐδὲν γάρ πω σαφὲς λέγω.

Wie dieser Gebrauch von γέ mit der sonst herrschenden Bedeutung psychologisch vermittelt werden könne, vermag ich zur Zeit nicht zu sagen. Immerhin weist der Vergleich mit lat. *quidem* uns den Weg, auf dem wir dahin gelangen eine

Menge gleichartiger Fälle zusammenzufassen und nach dem, was sie sagen wollen, zu deuten. Auch für das homerische ἐπεί μ' ἀφέλεσθέ γε δόντες (A 299), das Haupt im Gespräche mit Wilamowitz als Probe der Unübersetzbarkeit anführte, vermag das Lateinische doch einige Aufklärung zu bringen: *quando quidem ademistis*. Aber hier liegt ein weiterer Anstoß in der Stellung des Wörtchens, durch die es einen einzelnen Begriff hervorzuheben scheint, während es in Wahrheit andeuten will, in welchem Sinne der ganze abhängige Satz in den Gedanken eingefügt ist.

4. Jacob Wackernagel hat die schöne Entdeckung gemacht[39]), daß die Enklitika und andere Wörter von leichtem Gewicht (ἄν, ἄρα, δέ, μέν, οὖν, τοίνυν) der zweiten Stelle im Satze zustreben und sie gern auch dann einnehmen, wenn dadurch eine logische Beziehung verdunkelt wird. Das muß man besonders bei Homer im Sinn behalten, um sich vor Mißverständnissen zu schützen. Wo die Sache so einfach liegt wie ξ 240 f. (ἔνθα μὲν ἐννάετες πολεμίζομεν υἷες Ἀχαιῶν· τῷ δεκάτῳ δὲ κτλ), da ist freilich keine Gefahr; daß nicht ἔνθα sondern ἐννάετες dem δεκάτῳ gegenübersteht, sieht jeder. Die Drohung des Odysseus, der sich soeben zu erkennen gegeben hat: ἀλλά τιν' οὐ φεύξεσθαι ὀίομαι (χ 67), macht doch einen ganz andern Eindruck, wenn wir „nicht einer“ verstehen anstatt „mancher nicht“. Πέρ und γέ hat Wackernagel ausgenommen; sie seien an das Wort gebannt, auf dessen Begriff das Hauptgewicht falle. Im allgemeinen ist das richtig; aber ganz entziehen doch auch sie sich nicht der herrschenden Neigung. In dem vorher angeführten Verse Γ 3 gehört πέρ weder zum vorhergehenden ἠύτε noch zum nachfolgenden κλαγγή, sondern zu γεράνων. Mit sachgemäßer und klarer Wortstellung sagt Penelope τ 312: ἀλλά μοι ὧδ' ἀνὰ θυμὸν ὀίεται, ὡς ἔσεταί περ „mir ahnt es so im Herzen, wie es auch [wirklich] kommen wird“. Aber auch ρ 586, wo sie die Gesinnung des Fremden lobt: οὐκ ἄφρων ὁ ξεῖνος ὀίεται, ὥς περ ἂν εἴη, gehört πέρ dem Sinne nach ebenso gut zu εἴη wie in τ zu ἔσεται: „er denkt nicht

VI.

Übersetzen oder erklären?

Eine Übersetzung kann und soll kein Kommentar sein.
W. v. Humboldt, 1816.

I. Zu den stereotypen Wendungen, mit denen in der Lektüre-Stunde operiert wird, gehört auch die: „hier müssen wir etwas ergänzen", sei es nun ein Wort oder ein ganzer Satz. Dagegen ist auch nichts zu sagen, wenn nur immer gefragt wird: „Warum müssen wir?" Sonst spielt die Ergänzung leicht eine ähnliche Rolle wie manchmal die Hilfslinie beim Konstruieren einer planimetrischen Aufgabe. Auch diese ist berechtigt, wo sie durch eigne Überlegung gefunden wird; sie darf nicht als *deus ex machina* auftreten.

(a.) Die Besprechung von *res* hat gezeigt, wie in der volleren deutschen Übersetzung doch nur ausgesprochen wird, was der Verfasser des lateinischen Textes stillschweigend hinzugedacht oder durch den Zusammenhang seiner Gedanken angedeutet hatte. Auch der gleichartigen Erscheinung bei den substantivierten Neutris der Pronomina geschah schon Erwähnung. *Ea malo dicere, quae maiores nostri contra lubidinem animi recte atque ordine fecere,* schreibt Sallust Catil. 51, 4, und wir übersetzen: „von den Fällen will ich lieber reden, in denen unsere Vorfahren gegen ihres Herzens Begier nach Recht und Ordnung gehandelt haben". In dem Satze des Tacitus (Ann. IV 40): *ceteris mortalibus in eo stare consilia, quid sibi conducere putent* heißt *in eo stare* „dabei stehen bleiben". Aber durch „dabei" wird die Beziehung des abhängigen Satzes nicht deutlich, zumal unser „was" den Unterschied von *quid* und *quod*

verwischt; wir müssen sagen: „die Gedanken der übrigen Sterblichen blieben bei der Frage stehen, was ihnen wohl nützlich sei". Daß diese Verschiedenheit des Sprachgebrauches wirklich in der strengeren logischen Geschlossenheit der alten Sprachen begründet ist, erkennt man am besten an den Stellen, wo auch das schwächste Bindeglied zwischen einem Satze und der über ihn gefällten Aussage, das zusammenfassende Pronomen, weggelassen ist und beide unmitelbar aufeinander bezogen werden. So bei Lysias 25 (δήμ. καταλ. ἀπολ.), 5: μέγα μὲν οὖν τεκμήριον ἡγοῦμαι εἶναι, ὅτι, εἴπερ ἐδύναντο κτλ., „ein starker Beweis liegt für mich in der Erwägung, daß". Auf der andern Seite gilt von den substantivierten Adjektiven dasselbe wie von den kurzen Fürwörtern. *Varium et mutabile semper femina*, so verleumdet Merkur bei Vergil (Aen. IV 569 f.): und sicher empfand ein Römer das Neutrum ebenso geringschätzig wie wir „ein wechselndes und veränderliches Ding". Viel öfter müssen wir beim Plural ein Substantiv hinzufügen, um ihn überhaupt zu bezeichnen. Τῶν ἐνδοξοτάτων ποιητῶν τὰ πονηρότατα (Memor. I 2, 56) sind „die schlimmsten Stellen", *inania* bei Tacitus Hist. III 19 als Apposition zu *pacem preces clementiam gloriam* „nichtige Vorteile". Ebenso nun auch im Masculinum und Femininum. Daß wir *utrique* „beide Teile" übersetzen, ist ein Notbehelf; der lateinische Ausdruck ist kürzer und nicht weniger deutlich, also besser. Entsprechend sagen wir für ἕκασται ι 229 „jeder Jahrgang", für ἕκαστοι ω 419 „jede Familie", bei Herodot VI 95 „jede Gemeinde". Auch die Umschreibung mancher abstrakten Substantiva gehört hierher: *satietates* bei Cicero (Lael. 19, 67) sind „Augenblicke der Sättigung", gleich darauf (69) *excellentiae* „hervorragende Persönlichkeiten".

In ähnlicher Weise wie der Mangel an Flexionsfähigkeit macht sich die geringere Kraft der Wortbildung im Deutschen fühlbar, wenn es z. B. darauf ankommt, Adjektiv und Adverb zu unterscheiden. *Immanis in antro bacchatur vates*, sagt Vergil VI 77 und stellt dadurch, daß er die Eigenschaft der *immanitas*

dem Subjekt beilegt, nicht dem was geschieht, die ganze Erscheinung anschaulicher vor uns hin. Wir fühlen es und können es nachahmen, brauchen aber ein Wort mehr: „die Seherin rast in der Höhle, ein furchtbares Bild". Oder ebenda 268: *ibant obscuri sola sub nocte per umbram;* der Begriff „dunkel" darf mit *sub nocte* und *per umbram* nicht gleichgestellt werden, „dunkle Gestalten" wollen wir sehen. So meint es auch Xenophon, wenn er (Memor. II 1, 31) die Lebemänner beschreibt: ἀπόνως μὲν λιπαροὶ διὰ νεότητος φερόμενοι (sic), ἐπιπόνως δὲ αὐχμηροὶ διὰ γήρως περῶντες, die „mühelos als glänzende Erscheinungen durch die Jugend hinschweben, aber mühselig als dürre Gestalten durchs Alter sich arbeiten" (während ein braver Mann auf ein γῆρας λιπαρόν [τ 368] hoffen darf). Einen besonderen Vorteil gewährten den alten Dichtern die Patronymika und Ethnika mit ihrem Reichtum an Formen und der Dehnbarkeit ihrer Bedeutung, wo wir uns dann durch diesen oder jenen Zusatz helfen. An den „Telamonier" Aias sind wir gewöhnt; aber *Laomedontius heros* ist der „Held aus Laomedons Geschlecht", *Delius et Patareus Apollo* (Horaz) „der Gott von Delos und Patara, Apollo", *uxorius* ein „Weiberknecht".

Auch in der Verbindung der Worte besaßen die Alten größere Freiheit und vermochten dadurch Wirkungen zu erzielen, die wir unmittelbar nicht wiedergeben können. Auf dem Gebiete der sinnlichen Anschauung haben wir dies schon beobachtet (S. 39), und fügen einige Beispiele hinzu. Wenn Homer den Odysseus an den Tag sich erinnern läßt, als ihm πλεῖστοι χαλκήρεα δοῦρα Τρῶες ἐπέρριψαν περὶ Πηλεΐωνι θανόντι (ε 309 f.), so ist er sicher, daß jeder das περί richtig versteht: „im Kampf um den Peliden". Auch die lateinischen Präpositionen haben noch etwas von dieser anschaulichen Fülle, die den deutschen verloren gegangen ist und durch irgend eine Umschreibung ersetzt werden muß. *Somno positae sub nocte silenti* (Aen. IV 527) läßt sich deutsch so kurz nicht sagen: Vergil meint „im Schlaf gelagert unter dem Mantel der schweigenden Nacht". Und gleich darauf (560): *potes hoc sub casu ducere somnos?* „kannst du ruhig

schlafen, während dieses Schicksal über dir schwebt?" Die Beweglichkeit der Negation weiß sich der Lateiner geschickt zu nutze zu machen, um Sätze zu verbinden. Vergil hat den Eifer geschildert, mit dem die Trojaner beschäftigt sind zum Scheiterhaufen für Misenus Holz zu fällen, und fährt fort: *nec non Aeneas opera inter talia primus hortatur socios paribusque accingitur armis* (VI 183 f.; ähnlich 212. 645). „Und auch Äneas ermahnt", so dürfen wir nicht anfangen; denn die andern ermahnen ja nicht. Ein Begriff, dem das „auch" gilt, schwebt dem Dichter während der ersten Hälfte des Satzes vor, und wie dann *hortatur* eintritt, ist „auch" soweit vergessen, daß es nicht mehr stört. Wir müssen, wenn wir diese Vorstellungsreihe festhalten wollen, jenen halbbewußten Begriff ganz hervorziehen und etwa sagen: „Und auch Äneas [ist da]; als erster inmitten solcher Arbeiten ermuntert er die Genossen". Die klassischen Sprachen sind an ursprünglicher Kraft und Gedrungenheit unsrer modernen überlegen, so daß unvermeidlich die Übersetzung etwas ausführlicher wird als das Original.

Dasselbe äußere Verhältnis kann aber auch aus einer entgegengesetzten Ursache hervorgehen. Latein und Griechisch in den Werken, die wir lesen, sind doch schon Erzeugnisse und Träger einer hohen Kultur, selbst die Sprache Homers blickt auf eine lange Tradition zurück. Im Laufe der Zeit mußte es öfter vorkommen, daß einzelne Ausdrücke in bestimmten Beziehungen immer wieder gebraucht wurden und von da aus durch Association und Gewöhnung ein Begriffselement in sich aufnahmen, das ihnen an sich fremd war. So sind *loci* in der Rhetorik, wenn es sich um Erleichterung des Gedächtnisses handelt, „Stützpunkte" (de or. I 157), viel häufiger, wo von der Durchdringung des Stoffes die Rede ist, „Gesichtspunkte" (I 151. II 134). *Facinus* ist schlechthin die „(Un)tat" geworden, *potestas* die „(Amts)gewalt", *caput* die „(bürgerliche) Existenz". Wie oft wird χώρα weggelassen oder χείρ! Für δεξιά haben auch wir kurz „die Rechte", aber ἀμφοτέρῃσιν muß heißen „mit beiden Händen". Wenn Cicero (imp. Pomp. 1, 1) sagte:

hic locus ad agendum amplissimus, ad dicendum ornatissimus, so verstand ein Römer ohne weiteres den Unterschied, weil er wußte, wem das *agere cum populo* zukam; wir suchen auszuhelfen: „zum Reden für den Beamten der ansehnlichste, für den Privatmann der ehrenvollste". Bei all den Worten wird in der Übertragung ein Zusatz erforderlich sein, mit denen irgend ein zugehöriger Begriff konventionell so fest verknüpft ist, daß er, unausgesprochen, doch mit empfunden wird.

(b.) In diesem Punkte stehen nun aber die jetzt lebenden Sprachen den alten mindestens gleich; so dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns umgekehrt Fälle begegnen, wo der deutsche Ausdruck kürzer ist als der fremde, den er wiedergeben soll. Zumal auf abstraktem Gebiete macht sich da eine größere Reife des modernen Denkens geltend. Eine Untersuchung *de rebus bonis et malis* (Tuscul. V 4, 10) heißt uns einfach „über Gut und Böse". *Quae tamen omnia dulciora fiunt et moribus bonis et artibus*, schreibt Cicero Cat. Mai. 18, 65; wir können das „gut" entbehren und sagen: „durch Charakter und Bildung". Tacitus' Beschreibung der stoischen Lebensanschauung (Hist. IV 5): *potentiam nobilitatem ceteraque extra animum neque bonis neque malis adnumerant*, möchte man gern in ähnlicher Knappheit behalten. Und wir brauchen hier den „Geist" gar nicht: „Macht, Adel und die anderen Äußerlichkeiten" versteht jeder, und gerade so, wie die Stoiker es gemeint haben. Einen Vorteil gewährt es auch, daß im Deutschen Verbalsubstantiva wie „Hoffnung, Behauptung, Annahme" die Kraft bewahrt haben einen daß-Satz zu regieren. Tacitus' Worte (Germ. 4): *ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos .... exstitisse arbitrantur*, übersetzt Döderlein gewiß richtig: „ich selbst trete der Ansicht bei, daß Germaniens Bevölkerung usw." Jeder kennt die Neigung des Lateinischen, *animus* oder *corpus* auch da zu benennen, wo wir die Seite des Ich, die gerade in Anspruch genommen wird, unbezeichnet lassen. Sallust Catil. 36, 5: *tanta vis morbi ac veluti tabes plerosque civium animos invaserat*, ist ein Beispiel für viele. Freilich finden sich dann

doch wieder Stellen, wo wir kaum umhin können eben diesen Begriff im Deutschen erst hinzuzusetzen: *quae me suspensam insomnia terrent* (Aen. IV 9), „welche Träume schrecken mein banges Herz". Ausnahmslose und bequeme Regeln gibt es überall nicht.

Diese Erkenntnis soll uns warnen, daß wir beim Übersetzen der Neigung, den Gedanken ergänzend auszuführen, nicht allzu bereitwillig nachgeben und vor allem immer da widerstehen, wo mit der Kürze zugleich ein wesentlicher Teil des Eindrucks, den der ursprüngliche Text machte und machen sollte, verloren gehen würde. Wenn Äneas vom Vorgebirge nach „Capys" ausspäht (I 183), so versteht es sich von selbst, daß er dessen Schiff meint; *iam proximus ardet Ucalegon* (II 311 f.) bedarf nicht der pedantischen Umschreibung mit „Haus". Wichtiger ist das Entsprechende beim eigentlichen Gedankenausdruck. Die Worte bei Platon (Staat I p. 346 A) ἵνα τι καὶ περαίνωμεν hörte ich einmal vom Lehrer so wiedergeben: „damit wir auch [wirklich] etwas [Bedeutendes] zustande bringen"; es klingt doch viel kräftiger und dabei nicht minder deutlich, wenn wir die ergänzten Begriffe auch im Deutschen weglassen. Ein wahrer Mißbrauch ist lange Zeit, nicht ohne Schuld der Seyffert und Nägelsbach, mit den sogenannten phraseologischen Verben, den „können, müssen, sehen, wissen" usw., getrieben worden. Auch sie haben ja ihr Recht und ihren Nutzen (vgl. Kap. VII 2); verkehrt aber war es, daß man sie in deutsche Übungstücke massenhaft einflocht, damit die Schüler Gelegenheit hätten sie bei der Übertragung ins Lateinische richtig wegzulassen. Von da sind sie dann in den Gebrauch beim Übersetzen aus dem Lateinischen eingedrungen und tun das Ihrige dazu, um die Farbe des Originals zu verwässern und scheinbar modifizierende Umschreibungen auch da einzuführen, wo kein innerer Grund dazu vorliegt. Mit Recht empfiehlt Rothfuchs (Bekenntn. S. 67), man solle getrost *non infitior* durch „ich leugne nicht", *confiteor* durch „ich gestehe" übersetzen. Auch die abstrakten Substantiva, von deren Ergänzung vorher die Rede war, sind nicht

immer am Platze; bei Sallust und besonders bei Tacitus würden sie oft die beabsichtigte Wirkung stören. *Vastus animus immoderata, incredibilia, nimis alta semper cupiebat*, heißt es in der Charakteristik Catilinas (5, 5): „sein wüster Sinn verlangte immer nach Ungemessenem, Unglaublichem, Allzuhohem"; der Eindruck maßloser Begehrlichkeit würde schwächer sein, wenn die Begriffe durch Substantiva näher bestimmt wären.

Auch da, wo die Kürze zu einer kleinen logischen Ungenauigkeit oder Undeutlichkeit geführt hat, muß sie womöglich beibehalten werden. *Quod arduum sibi, cetera legatis permisit* (Ann. II 20): „für sich, was schwierig war, das andre überließ er den Legaten". Wir sollen ja doch übersetzen, nicht erklären oder gar korrigieren. Daß, wer Pindar nacheifert, nicht in Wirklichkeit auf wachsgefügten Schwingen emporstrebt, wußte Horaz so gut wie wir (IV 2); wenn er trotzdem *velut* wegließ, sind wir so ängstlich, daß wir mit einem „wie" unser Gewissen beruhigen müssen? Auch die abgekürzte Vergleichung werden wir in der Regel bestehen lassen und vor den „göttergleichen Gedanken" des Odysseus (ν 89) nicht zurückschrecken. Am wenigsten darf natürlich da geändert werden, wo für die Logik alles in Ordnung ist, nur das grammatische Gewissen eine Ergänzung zu fordern scheint. *Da dextram misero*, fleht Palinurus (Aen. VI 370), und ein Herausgeber verlangt, daß im Deutschen „mir" eingesetzt werde. Aber Goethe schrieb (Herm. u. Dor. 19 f.): „Hast du ein Lorbeerreis mir bestimmt, so laß es am Zweige weiter grünen, und gib einst es dem Würdigern hin". Wo Tacitus mit bloßem *inde* oder *hinc* die Erzählung fortführt (z. B. Hist. III 25), ist es Pedanterie ihm ein Verbum finitum „entstand" oder „kam" aufzudrängen. Manchmal scheint ein Zusatz unvermeidlich, dem wir dann doch durch überlegte Wahl des Ausdrucks ausweichen können. Für *subit recordatio* (Histor. III 31) würde „anwandeln, überkommen" ein Objekt fordern, das im Texte fehlt. Aber auch wir können sagen: „die Erinnerung steigt auf".

II. Vorsichtig und zurückhaltend wie im Ergänzen sollen wir auch im Erklären sein. *Sine ira et studio* hörte ich noch unlängst übersetzen „ohne jede Parteilichkeit". Natürlich meinte dies Tacitus; aber ist sein Ausdruck nicht ebensogut? ja viel besser: „ohne Groll und ohne Vorliebe", nach zwei Seiten deutend, von dem Empfinden eines lebendigen Menschen ausgehend, anstatt jenes ganz abstrakten, mit drei Endungen abgeleiteten Substantivums! Ändernde Eingriffe wollen wir auf solche Fälle versparen, in denen sie unvermeidlich sind.

(B.) Ein kunstvoll arbeitender Schriftsteller wird gelegentlich mit Willen seine Worte so wählen, daß dem eignen Verstande des Lesers noch etwas zu tun bleibt; ein andrer mag unwillkürlich, in der Lebhaftigkeit des Vortrages, etwas sagen oder schreiben, was nicht ganz klar oder nicht ganz korrekt ist. Daran muß man in der Schule, die für ihr Teil nach Deutlichkeit und Regelmäßigkeit strebt, immer wieder erinnern, damit sie sich nicht naseweis mit solchen Tugenden auch da breit mache, wo sie nicht hingehören, und diejenigen zu meistern unternehme, von denen sie lernen soll. *Olentis uxores mariti* nennt der Dichter seine Ziegen (Od. I 17, 7), durch zartes Umschreiben eine derb auf die Sinne fallende Vorstellung andeutend: die „Gattinnen des duftenden Gemahls". Das ließ jemand in meiner Gegenwart mühsam übersetzen „die Weibchen des stinkenden Bockes", und war nicht zu überzeugen, daß er damit einen Spaß verderbe. Nicht ganz so schlimm und doch unnötig vergröbernd ist ein „zu gütig" für das leise abwehrende *benigne* des Armen, der vom reichen Manne zur Tafel geladen wird (Hor. Epist. I 7, 62). Auch wir kennen diese Feinheit, ein immerhin tadelndes „allzusehr" lieber unausgesprochen zu lassen. Wer auf eine stark andringende Freundlichkeit nur antwortet „Sie sind sehr liebenswürdig", wird im gesitteten Verkehr doch wohl verstanden werden; sollen Lehrer und Schüler weniger hellhörig sein? — Κίνδυνος bezeichnet in Gerichtsreden oft den Prozeß; aber muß man es darum so übersetzen? Wissen deutsche Richter nicht,

was der Angeklagte meint, wenn er von der Gefahr spricht in der er schwebe? Oder wenn der Krüppel bei Lysias auf seine συμφορὰ hinweist (24, 3), so will er eben das häßliche Wort „Gebrechen" oder „Krankheit" vermeiden und redet unbestimmt von seinem „Unglück". *Tu sanguinis ultimus auctor*, sagt Vergil VII 49, indem er Saturn, den Ahnherrn des Latinus, anruft; wir haben keinen Grund, den „letzten" in den „ersten" zu verwandeln, sondern können ebenso wie der Lateiner aus der Gegenwart in eine ferne Vergangenheit hinausblicken. Wenn Tacitus Hist. IV 8 *ulteriora* in Gegensatz zu *recentia* stellt und den eigentlichen Ausdruck „Vergangenes" vermeidet, so darf der Übersetzer ihn ihm nicht unterschieben, wird vielmehr auch seinerseits sagen: „das Entferntere".

Bei demselben Schriftsteller ist der häufige Gebrauch von *dum* in Kausalsätzen kein Vorzug, so wenig wie das moderne „indem"; aber eben deshalb gehören beide zusammen, wenn sie auch auf etwas verschiedene Art entstanden sind. Daß man, um die Eigenart eines Schriftstellers auch im Deutschen wirken zu lassen, seine Schwächen nicht tilgen solle, wird von Rothfuchs (Bekenntn. S. 76) mit erfreulicher Entschiedenheit gefordert. Cicero geht in der Pompeiana zum dritten und wichtigsten Teil mit den Worten über (9, 26): *restat ut de imperatore ad id bellum deligendo ac tantis rebus praeficiendo dicendum esse videatur.* Ähnliche Wendungen hat er auch sonst vielfach, z. B. in derselben Rede 4, 11: *videte quem vobis animum suscipiendum putetis*; es ist, als ob man einen Parlamentarier von heute hörte, der seinen Standpunkt dahin präzisiert, daß er zu der schwebenden Frage in dem und dem Sinne Stellung nehmen zu sollen glaube. Aber in unserm Falle ist das *videatur* doch besonders überflüssig, und man könnte daran denken es im Deutschen wegzulassen. Aber es kommt ja nicht darauf an, durch die Übersetzung aus Cicero einen Mirabeau oder Bismarck zu machen. So muß man ihm schon das Behagen lassen, mit dem er sich gern auf den Wellen inhaltleerer Worte schaukelt; zu ihnen gehört *illud tertio quoque sensu*

in omnibus orationibus pro sententia positum 'esse videatur' (Tacit. dial. 23).

Bisher war nur von solchen Anstößen die Rede, die durch einzelne Worte gegeben werden; auch der Satzbau kann so beschaffen sein, daß er den Übersetzer zur Erklärung oder Berichtigung aufzufordern scheint. Dazu gehören die zahlreichen Anakoluthe nicht nur bei Homer, sondern auch bei Herodot. Auch für diesen gab es, worauf schon hingewiesen wurde (S. 73), noch nicht wie für uns einen festen Unterschied zwischen Schriftsprache und mündlicher Rede; er schrieb so, wie er gesprochen haben würde, und deshalb begegnete es ihm nicht selten, daß er aus einem Gedankengefüge in ein anderes hinüberglitt[42]). Besonders charakteristisch VI 13, wo das Durcheinanderwogen der Satzglieder unwillkürlich die Verlegenheit malt, in der sich Herodot befand, die schlechte Sache seiner Freunde, der Samier, zu verteidigen; ein lehrreicher Zusammenhang, den Cobet glücklich durch Umstellung und Streichung einiger Worte zerstört hat. Wir müssen versuchen das Zerfließen der Konstruktion in der Übersetzung wiederzugeben. Selbst bei Cäsar, wenn er sich (VI 36) zwischen unangenehmen Wahrheiten hindurchwindet, um einen Mißgriff des Quintus Cicero großmütig zu entschuldigen, leiden Einfachheit und Durchsichtigkeit des Stiles Einbuße. Aber der Fehler ist psychologisch verständlich, so charakteristisch, daß Köchly gewiß nicht recht getan hat ihn ganz zu beseitigen, indem er die Periode in fünf bequem übersichtliche Teile zerlegt.

(A.) So entschieden wir bisher jeden Versuch abgelehnt haben, durch die Übersetzung den Eindruck größerer Klarheit zu erreichen als das Original selbst ihn macht, so müssen wir doch zugeben, daß es Fälle gibt, in denen ein solcher Unterschied gar nicht vermieden werden kann. An einzelnen, heute reicher entwickelten Begriffen ist dies in dem Kapitel über Synonyma gezeigt worden (S. 51. 55 f.); nicht minder häufig kommt es im syntaktischen Gebiete vor. Schon die Wahl zwischen bestimmtem und unbestimmtem Artikel bringt in jede Über-

setzung aus dem Lateinischen einen Unterschied, der dem Original fehlt; es müßte denn sein, daß dort die Unbestimmtheit mit Hilfe des Plurals angedeutet war, wie (pro Sulla 2, 6) *etiam nocentes deserendos non esse*, „auch einen Schuldigen dürfe man nicht im Stich lassen“. Die Zeitstufen ferner werden in unserer Sprache schärfer auseinandergehalten als z. B. in der homerischen. Zu den Belegen dafür gehören nicht οὐκ ἀΐεις α 298 oder δήεις η 49; denn auch wir können hier das Präsens gebrauchen und verstehen: wenn wir einem Bekannten begegnen und ihn anreden „ich höre daß du krank gewesen bist“, oder wenn wir bei einem Besuch vom Diener den Bescheid erhalten „Sie finden die Herrschaften im Garten“. Aber in der Erzählung vergangener Ereignisse setzt Homer sorglos immer dasselbe Tempus, ohne darauf zu achten, in welchem Verhältnis die einzelnen zu einander stehen; er bezeichnet fast immer nur ihren Abstand vom Standpunkte des Erzählers. Odysseus sagt zur Nausikaa: ich staunte über den Palmbaum, ἐπεὶ οὔ πω τοῖον ἀνήλυθεν ἐκ δόρυ γαίης (ξ 167 „da noch kein solcher Stamm aus der Erde emporgeschossen war“); und zu ihren Eltern: mich führte eine Gottheit nach der fernen Insel, ἐπεί μοι νῆα θοὴν ἀργῆτι κεραυνῷ Ζεὺς ἐλάσας ἐκέασσε (η 249 f. „da mir Zeus das Schiff zertrümmert hatte“). Wenn wir in solchen Fällen auch deutsch einfach das Präteritum anwenden wollten anstatt des uns natürlichen Plusquamperfekts, so würden wir einem Maler gleichen, der auf die Kunst der Perspektive freiwillig verzichtete und eine Landschaft in der kindlich unbeholfenen Weise früherer Zeiten so darstellte, daß Bäume, Häuser, Menschen alle gleich groß und gleich deutlich gezeichnet würden, als wären sie alle gleich weit vom Betrachter entfernt. Am ärgsten wird die Undeutlichkeit da, wo in die Erzählung ein längerer Bericht über Dinge, die weiter zurückliegen, eingeschaltet ist, wie I 533 ff. die Vorgeschichte des kalydonischen Krieges. Diese Behandlungsweise berührt uns so fremdartig, daß sie Verständnis und Genuß stört, und wir sind um so mehr berechtigt sie beim Übersetzen zu ändern, als wir damit

doch nur einen Teil der Hilfe ersetzen, die den Zuhörern des Sängers durch Betonung und Gebärdenspiel gewährt wurde. Auch in späterem Griechisch wird es oft vorkommen, daß ein Aorist oder Imperfekt im Nebensatz oder in einer nebensächlichen Angabe durch ein deutsches Plusquamperfectum wiedergegeben werden muß. Eine interessante Aufgabe stellt dem Übersetzer Thukydides' Bericht über die ersten verräterischen Versuche des Pausanias. Dieser ganze Abschnitt (I 128, 3—131, 1) steht gewissermaßen im Plusquamperfekt, da er, zurückgreifend, in die Erzählung späterer Ereignisse eingeschoben ist; es wäre aber auch uns lästig, das Bewußtsein hiervon drei Kapitel hindurch streng festzuhalten: so werden wir uns begnügen beim Ausbiegen aus dem ursprünglichen Gange der Darstellung und beim Wiedereinlenken das Verhältnis der Vorzeitigkeit zu markieren (128 εὐεργεσίαν πρῶτον κατέθετο, 131 ἀνεκάλεσαν), was dazwischen steht aber schlicht erzählen, als etwas einfach Vergangenes.

Das ganze System der griechischen Tempora beruht eben auf einer wesentlich anderen Denkweise als das der deutschen und der lateinischen[43]). Dem Griechen war, wenn er erzählte, das Wichtigste die Art der Handlung. Die Stufe der Vergangenheit kam nur da zum Ausdruck, wo das Augment eintrat; und gar das zeitliche Verhältnis zwischen mehreren vergangenen Handlungen blieb fast immer unbezeichnet, so daß der Hörer oder Leser aus dem sachlichen Zusammenhang erst schließen mußte, wie die Ereignisse aufeinander gefolgt waren. Aus diesem Grunde ist es nicht richtig Participia des Aoristes ohne weiteres mit „nachdem" aufzulösen. Bei der Xenophon-Lektüre in Tertia wird sich das anfangs kaum vermeiden lassen. Immerhin: ἥ τε σάλπιγξ ἐφθέγξατο, καὶ ἀλαλάξαντες ἵεντο ἐπὶ τοὺς ἀνθρώπους (Anab. IV 2, 7), „nachdem sie das Kriegsgeschrei erhoben hatten, stürzten sie ...." Waren sie wirklich so bedächtig, eins nach dem andern zu tun? Das grammatische Schema versagt, sobald man sich die Situation anschaulich macht; und dazu wollen wir doch erziehen. Vollends nachher, wenn Homer eintritt, sollte man die Beispiele, die er bringt,

benutzen, um den Schülern den wahren Sachverhalt klar zu machen.

Einen Ausgangspunkt kann der bekannte Satz aus der Anabasis bilden (I 1, 8): ἠξίου ἀδελφὸς ὢν αὐτοῦ δοθῆναι οἷ ταύτας τὰς πόλεις μᾶλλον ἢ Τισσαφέρνην ἄρχειν αὐτῶν. Der Unterschied der eintretenden und der dauernden Handlung („daß Tissaphernes Herrscher darüber bliebe“) läßt sich hier ohne Schwierigkeit klar machen. Nun kommt es nur darauf an, einzusehen, daß etwas in der Vergangenheit Eintretendes, worüber im Zusammenhange berichtet wird, ganz von selber andern Ereignissen gegenüber in eine Stellung kommt, die von uns als „vorzeitig“ aufgefaßt wird[44]. Wenn der Bettler zu den Hirten sagt (ξ 463): εὐξάμενός τι ἔπος ἐρέω, so meint er: „ein Wort des Wunsches will ich äußern“; kein Gedanke daran, daß das Wünschen dem Aussprechen vorhergehe. Athenens Aufforderung an Laertes — ω 518 f.: εὐξάμενος κούρῃ γλαυκώπιδι καὶ Διὶ πατρὶ αἶψα μάλ' ἀμπεπαλὼν προΐει δολιχόσκιον ἔγχος — läßt sich schon so verstehen, daß er erst beten, dann schleudern soll. Und ganz sicher ist eine Reihenfolge der Handlungen beabsichtigt, wenn Alkinoos dem Herold befiehlt, noch einmal die Becher zu füllen, ὄφρ' εὐξάμενοι Διὶ πατρὶ τὸν ξεῖνον πέμπωμεν (ν 51). Daß Fälle der letzten Art die häufigsten sind, zumal in erzählender Prosa, ist natürlich; da erwächst eben aus dem Verhältnis der Tatsachen der Sinn der Vorzeitigkeit. Im Aoriststamm ist nichts davon ausgedrückt. Mag aber auch oft richtig übersetzt werden können, ohne daß man auf die feinere Grundbedeutung dieses Stammes zurückgeht, unter Umständen hängt das ganze Verständnis davon ab. Harmodios und Aristogeiton wähnten sich verraten und schlugen los βουλόμενοι, πρὶν ξυλληφθῆναι, δράσαντές τι καὶ κινδυνεῦσαι (Thuk. I 20, 2) — das heißt doch nicht: „sie wünschten, nachdem sie vor ihrer Ergreifung eine mutige Tat vollbracht hätten, dann auch die Gefahr zu erdulden“ (so wird es in Ausgaben erklärt), sondern: „sie wünschten, ehe sie ergriffen würden, auch [wirklich] einen Streich zu wagen“. So gibt der Satz in

der Verteidigungsrede der Platäer (III 53, 3): πανταχόθεν ἄποροι καθεστῶτες ἀναγκαζόμεθα, καὶ ἀσφαλέστερον δοκεῖ εἶναι εἰπόντας τι κινδυνεύειν, gar keinen rechten Sinn, wenn man die Verba auf Zeitstufen verteilt; die Meinung ist: „in unsrer Notlage scheint es immer noch das Sicherste, ein Wort zu wagen“.

Im Lateinischen ist gerade das gegenseitige Verhältnis der Zeiten besonders fein ausgebildet und abgestuft, so daß man überrascht ist, wenn vereinzelt eine Zeitsetzung begegnet, die der griechischen ähnlich sieht. Bei Livius lesen wir (II 1, 2): *libertas ut laetior esset, proxumi regis superbia fecerat; nam priores ita regnarunt, ut omnes deinceps conditores partium certe urbis numerentur.* Da müssen wir denn das Plusquamperfekt vermeiden, weil der Schriftsteller es absichtlich vermieden hat, mag auch der Sinn seiner Absicht nicht überall so klar zu Tage liegen wie an dieser Stelle, wo er das Verdienst der guten Könige als ein bleibendes auf die eigne Zeit, die Gegenwart, bezieht[45]).

Auch in der Bezeichnung des Modus ist das Verhältnis der deutschen Sprache zu den beiden alten kein einfaches. Wenn wir einen lateinischen Acc. c. Inf. durch einen daß-Satz ausdrücken, so sind wir gezwungen in diesem entweder den Konjunktiv oder den Indikativ zu setzen, also einen Unterschied des Gedankens zu bezeichnen, der in der Unbestimmtheit des lateinischen Infinitivs verschwand. Das macht den Schülern oft Schwierigkeit. Auch wo man meint, der Gedanke sei nicht mißzuverstehen, kommt es vor, daß sie Indikativ und Konjunktiv dem Sinne gerade entgegengesetzt verteilen: ein Zeichen, wie nützlich eine Übung sein muß, die sie zwingt das Richtige zu suchen. Im Griechischen kommen wir gar in die Lage den Modus eines abhängigen Aussagesatzes nicht nur zu deuten, sondern zu korrigieren. Allerdings nur in der Übersetzung, nicht im Texte! Wenn Herodot (VII 218) erzählt, die Phoker, die den Bergpfad schützen sollten, seien vor den Persern geflohen ἐπιστάμενοι ὡς ἐπὶ σφέας ὁρμήθησαν ἀρχήν, so werden wir uns hüten mit Stein ὁρμηθείησαν zu schreiben, deutsch aber sagen: „in der Meinung, daß sie von vornherein das Ziel des

Angriffs gewesen seien". Der Krüppel bei Lysias verteidigt sich gegen einen Vorwurf seines Anklägers (24, 15): λέγει, ὡς ὑβριστής εἰμι καὶ βίαιος. Man würde den schlauen Patron auf die geistige Höhe des Gerichtsdieners Holzapfel in Shakespeares Komödie herabdrücken, wenn man ihm ein „daß ich bin" in den Mund legen wollte.

Wie der Infinitiv so verlangen oft beim Übersetzen die Participia eine Vervollständigung dessen, was im Original ausgedrückt ist — nicht nur, wovon vorher die Rede war, hinsichtlich des Zeitverhältnisses, sondern überhaupt — dadurch, daß sie in Nebensätze verwandelt und also gedeutet werden, je nachdem wir sie mit einer temporalen, kausalen, konzessiven Konjunktion umschreiben. Und dabei macht sich ein weiterer Vorzug des deutschen Ausdruckes geltend: indem wir einen passivischen Ablativus absolutus durch einen aktivischen Satz wiedergeben, bezeichnen wir die handelnde Person, die der Lateiner aus der Situation hinzudenken ließ. Die lateinische Redeweise ist auch hier knapper, aber die deutsche ist dem Mißverständnis weniger ausgesetzt. Der Übersetzende kann gar nicht anders als etwas von Erklärung hinzutun. Durch solche Ausnahmen wird die allgemeine Regel, man dürfe beim Übersetzen nicht klüger sein wollen als der Autor selbst, nicht umgestoßen. Übrigens wird der Lehrer um so lieber gelegentlich bei ihnen verweilen, weil dadurch dem Irrtum vorgebeugt wird, als seien die alten Sprachen unter allen Umständen und in jeder Beziehung die vollkommneren. Das nächste Kapitel führt uns nun wieder an einen Punkt, in dem wir ihre Überlegenheit anerkennen müssen.

VII.

Wortstellung.

Ordinis haec virtus erit et venus, aut ego fallor,
Ut iam nunc dicat iam nunc debentia dici.

Horaz.

Lessing rühmte im Laokoon (XVIII) den Vorteil der griechischen Sprache, daß sie einem Substantiv seine Attribute könne nachfolgen lassen und so den Hörer, „der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erst mit dem Dinge und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt" mache — „runde Räder, eherne, achtspeichige" —, während wir im Deutschen genötigt seien die Beiwörter voranzuschicken, die, ohne den Gegenstand zu dem sie gehören, nur ein schwankes, verwirrtes Bild gäben. In diesem Punkte läßt sich recht deutlich der Einfluß beobachten, den durch Voß und Goethe hindurch Homer auf die Bildung unsrer Muttersprache geübt hat. Es gibt Leute, welche den Erfolg für einen schädlichen halten[46]) und selbst in „Hermann und Dorothea" die Wirkung des „echt homerischen Geistes" durch „den falschen homerischen Rock" beeinträchtigt finden. In Wahrheit wird es nie gelingen beide voneinander zu trennen. Das, was uns in Goethes Gedicht homerisch anmutet, die ganze behaglich breite Denkart, die sich in freundlich teilnehmender Betrachtung der Menschen und Dinge gehen läßt, ist ihrem Wesen nach mitbestimmt durch gewisse Eigenheiten der Sprache in Ausdruck, Wortfügung, Satzbau, die eben an Homer anklingen; und diese wieder könnten so nicht bestehen ohne das bequeme daktylische Versmaß, dem sie sich wie von selber einschmiegen. Wendungen wie diese: „setzten sich auf die Bänke, die

hölzernen, unter dem Torweg" (I 66), oder: „die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne" (I 114) wären noch vor hundert Jahren als undeutsch empfunden worden; durch Goethe sind sie deutsch geworden. Wir haben keinen Grund solche Bereicherung unsrer Sprache zu verschmähen. In der Schule kommt man allerdings leicht in Gefahr sie zu mißbrauchen. Es gibt Schüler, und es mag wohl auch Lehrer geben, die sich für verpflichtet halten jedes Substantiv mit seinem Beiwort in der Reihenfolge wiederzugeben, wie sie bei Homer stehen: „unter der Halle der tönenden, ein Schwert ein zweischneidiges, die beiden Augen die schönen". So wird das, was als gelegentlicher Schmuck dem Ohre wohltun könnte, durch pedantische Regelmäßigkeit unerträglich gemacht. Der Gang des Denkens, den Lessing beschreibt, daß wir erst die Hauptvorstellung mit unsrer Phantasie erfassen, dann nachträglich ihre einzelnen Eigenschaften kennen lernen, wird sich am leichtesten da vollziehen, wo jene von vornherein mit einem etwas stärkeren Gewicht auftritt; und dies ist der Fall, wenn eines der Epitheta, von den übrigen gesondert, dem Substantiv voraufgeht, oder wenn das Substantiv von seinen Attributen durch mehrere Worte getrennt ist. So α 96 f.: ὑπὸ ποσσὶν ἐδήσατο καλὰ πέδιλα ἀμβρόσια χρύσεια, oder Γ 330 f.: κνημῖδας μὲν πρῶτα περὶ κνήμῃσιν ἔθηκεν, καλάς, ἀργυρέοισιν ἐπισφυρίοις ἀραρυίας. In solchen Fällen kann man getrost von der an sich gesetzmäßigen deutschen Wortfolge abweichen.

In unsrer Sprache ist die Flexion noch nicht ganz abgestorben, ist es deshalb noch nicht so wie etwa im Englischen und Französischen notwendig geworden, die Funktion eines Wortes innerhalb des Satzes durch den Platz anzudeuten, den man ihm anweist[47]). Ein eigentümlicher Reiz liegt ja auch in der streng logischen Anordnung; und man begreift die Freude, mit der Voltaire sie an seiner Sprache rühmt[48]): *L'ordre naturel dans lequel on est obligé d'exprimer ses pensées et de construire ses phrases, répand dans cette langue une douceur et une facilité qui plait à tous les peuples.* Aber die Vergleichung mit



dem Lateinischen, die der geistreiche Beurteiler bei dieser Gelegenheit anregt, erinnert, gegen seinen Willen[49]), daran, wie diese Art der Logik Geltung zu verschaffen doch nur ein Notbehelf ist. Eine Fülle starker und feiner Wirkungen sind damit verloren gegangen, unter ihnen gar nicht wenige, deren das Deutsche immer noch fähig ist. Nur muß, wie jede Kraft wenn sie nicht verkümmern soll, so auch diese fleißig geübt werden. Die besten Anlässe dazu bietet das Übersetzen aus Latein und Griechisch.

Einen Vers wie Aen. VII 340: *arma velit poscatque simul rapiatque iuventus* können wir genau nachbilden: „Waffen wünsche und fordre zugleich und raffe die Jugend“. Die Schüler sind nicht sehr geneigt sich diesen Vorzug zu nutze zu machen; sie achten mehr auf das syntaktische Verhältnis der Worte als auf ihre künstlerische Gruppierung, und übersetzen *citus modo modo tardus progressus* (Sallust Catil. 15, 5) „sein Schritt bald schnell bald langsam“ anstatt „schnell bald bald langsam sein Schritt“, oder bei Vergil (Aen. IV 134) *ostroque insignis et auro* steif und langweilig: „mit Purpur und Gold geschmückt“; und doch hat Scheffel, als er die fröhlichen Gesellen in Heidelberg „an Weisheit schwer und Wein“ nannte, gewiß nicht an lateinische Vorbilder gedacht, also eben deshalb klar bewiesen, daß solche Verschränkung der Satzteile auch uns nicht unerhört ist. Wenn Xenophon die Erinnerung an ein begangenes Unrecht der Versammlung, in der er spricht, tropfenweise zumißt (Anab. V 7, 19): καὶ οἱ ἄνδρες ἀποθνῄσκουσι τρεῖς ὄντες οἱ πρέσβεις καταλευσθέντες, so müssen auch wir seiner Absicht folgen: „und die Männer werden getötet — drei waren es, die Gesandten — durch Steinigung“. Zuweilen gelingt es, durch leichte Änderung der Konstruktion eine Anordnung der Begriffe zu retten, die auf den ersten Blick fürs Deutsche verloren schien. Die horazische Strophe (I 12, 33 ff.): *Romulum post hos prius an quietum Pompili regnum memorem, superbos Tarquini fasces, dubito, an Catonis nobile letum*[50]), verliert ihre Anmut, wenn das regierende *dubito* voran- oder

nachgestellt wird. Nun aber bilden wir: „Soll ich nach diesen den Romulus zuerst oder die friedliche Herrschaft des Pompilius erwähnen, die stolzen Fascen des Tarquinius (unschlüssig bin ich) oder den ruhmreichen Tod des Cato?“ — und haben die wirksame Hervorhebung des Schwankens inmitten der miteinander streitenden Ziele gewahrt.

Dergleichen Züge zu verstehen und nachzuzeichnen wird unsern Schülern immer schwerer, je mehr sie unter dem Druck des jetzigen Lehrplanes gezwungen sind, die einzelnen Stücke eines Satzes, den frühere Generationen mit einem Blicke überschauten, mühsam konstruierend zusammenzusuchen. Trotzdem, oder vielmehr um so eifriger, wollen wir uns bemühen ihren Sinn zu schärfen[51]). Natürlich nicht so, daß wir treue Arbeit mißachten, gewissenhaftes Vorgehen, das Schritt für Schritt einen schwierigen Satz bewältigen will, zurückscheuchen! Vielmehr, je strenger grammatikalisch eine erste Übersetzung hervortritt, desto mehr erweckt sie das Vertrauen, ehrlich erworben zu sein. Aber nun kommt, in geweinsamer Besprechung, die feinere Kunst hinzu, die das, was vorläufig zerstört werden mußte, wiederherzustellen sucht. Unter Leitung des Lehrers werden für eine zweite Übersetzung Worte, Begriffe, Anschauungen wieder so geordnet, daß Wirkungen, in denen sich ein Seelenvorgang unwillkürlich verraten oder berechnende Kunst sich betätigt hatte[52]), so viel als möglich auch im Deutschen empfunden werden können. Die Hauptstellen hierfür sind Anfang und Schluß des Satzes; aber auch die Folge der Begriffe und Gedanken im Innern einer Periode kann bedeutend sein.

1. Vorab ist anzuerkennen, daß natürlich nicht jedes Wort, das im Original den Satz eröffnet, auch in der Übersetzung an diesen Platz gehört. Die Gewohnheit der Römer, ein Pronomen oder Pronominaladverb *(is, inde, haec, huc, qui, quem, ubi)*, das sachlich an den vorhergehenden Satz anknüpft, auch formell die Vermittlung übernehmen zu lassen, können wir ohne Zwang nicht nachahmen und haben keinen Grund uns darum zu

bemühen. Ebenso wenig sollen wir die Negation, die in *neque* und οὐδέ steckt, gewaltsam an der Spitze des Satzes festhalten. Manche Schüler haben gerade hierfür, nach meiner Erfahrung, eine wahre Leidenschaft und übersetzen ι 64 (οὐ δ' ἄρα μοι προτέρω κτλ): „Doch nicht fuhren mir die doppeltgeschweiften Schiffe weiter", oder Sallust Catil. 26, 2 *(neque illi tamen ad cavendum dolus aut astutiae deerant)*: „auch nicht jenem jedoch fehlten . . ." Offenbar meinen sie, weil οὐδέ in der Regel und *neque* immer ein Wort bildet, so müßten „und nicht" oder „aber nicht" auch im Deutschen vereinigt bleiben. Mit Mühe macht man ihnen klar, daß die Negation nur formell von der satzverbindenden Partikel δέ oder *que* angezogen worden ist, also durch die Stellung am Anfange gar nicht hervorgehoben werden soll. Und wo nun wieder dies der Fall ist, wo wirklich ein Wort als stark betontes den andern verangestellt ist, da kann man 10 gegen 1 wetten, daß sie es nicht merken und durch nüchtern grammatische Wortfolge den Eindruck verderben. Noch in Prima begegnet dies, wo doch die Mittel der Umformung, auf die schon vorher hingewiesen wurde, geläufig sein müßten, und in der lebhaften Wechselrede eines platonischen Dialoges; z. B. Gorg. p. 448 C: Ἰατρὸν ἄρα φάσκοντες αὐτὸν εἶναι καλῶς ἂν ἐλέγομεν; „Einen Arzt also müßten wir ihn nennen um richtig zu sprechen?" Wie hier Haupt- und Nebensatz vertauscht werden, so ein andermal Aktiv und Passiv. Horazens Gedanke (a. p. 47 f.): *notum si callida verbum reddiderit iunctura novum*, würde, wörtlich übertragen, unklar werden: „wenn ein bekanntes Wort eine geschickte Verbindung neu gemacht hat". Was soll man opfern, die grammatische Konstruktion oder die logisch wirksame Gruppierung der Begriffe? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein, und danach die Übersetzung: „wenn ein bekanntes Wort durch geschickte Verbindung neu geworden ist". „Treuer Krug, der du mit mir geboren bist" — das wollen wir keinem Primaner, der Od. III 21 zum ersten Male liest, übel nehmen. Aber wo steht die Anrede bei Horaz? ist es Zufall, daß sie so spät kommt? Versuchen

wir es deutsch! „Die du mit mir geboren bist unter Konsul Manlius, ob du nun Klagen bringst oder Scherze oder Streit und rasende Liebe oder, treue Kanne, leichten Schlaf“: die Absicht ist nicht zu verkennen. Dem Schüler, der seine Art von Übersetzung rechtschaffen geleistet hat, soll man es gönnen, daß er nachher, durch Fragen leise geführt, selber den Scherz entdecke. Ist das aber erreicht, so hat er nicht nur für diesmal dem Schelm von Dichter ins Auge gesehen, sondern sein eigner Blick ist heller geworden, anderwärts Ähnliches aufzufassen.

Besonders wichtig ist die Wortstellung bei Homer, wo sie der Gliederung des Gedankens Dienste leistet, die in reiferen Sprachen durch die syntaktische Form versehen werden. Das erkannte Goethe, der in einem „Rezept“ für das Studium dieses Dichters[53]) schreibt, die Konstruktion sei im Homer „reinste Bilderstellung“. Daher sind bei ihm noch zahlreicher als sonst die Fälle, in denen der Begriff, der den Satz beginnt, seinen Platz behaupten muß, wenn der Gedanke nicht leiden soll. Dem Gegensatz dient die Voranstellung ρ 286. Der Bettler hat auf eine wohlgemeinte Warnung des Sauhirten soeben erklärt, daß er gegen Schläge und Würfe abgehärtet sei, also geduldig ertragen wolle, was ihm etwa auch hier Böses widerfahre: γαστέρα δ' οὔ πως ἔστιν ἀποκρύψαι μεμαυῖαν, „nur den Magen zu verbergen ist unmöglich, den gierigen“. Anderwärts knüpft das vorgezogene Wort in Übereinstimmung an das Vorhergehende an; so beginnt Achilleus einen neuen Teil seiner kraftvollen Absage mit den Worten (I 378): ἐχθρὰ δέ μοι τοῦ δῶρα, τίω δέ μιν ἐν καρὸς αἴσῃ, „verhaßt sind mir auch seine Geschenke“. Ähnlich nachher in der Entgegnung des Phönix, wo wir eine Umschreibung zu Hilfe nehmen müssen um die Reihenfolge zu behalten. Er hat hervorgehoben, welche glänzende Genugtuung Agamemnon dem Beleidigten biete, und fügt hinzu (520 f.): ἄνδρας δὲ λίσσεσθαι ἐπιπροέηκεν ἀρίστους κρινάμενος κατὰ λαὸν Ἀχαιικόν, „auch die Männer, die er hergesandt hat zu bitten, sind die besten, auserlesen aus dem Volk der

Achäer". Zuweilen deutet die Stellung einen Gedanken an, den die uns geläufige Sprache durch einen besonderen Satz ausdrücken würde. Wenn Telemach erst allgemein von einem neuen Leid gesprochen hat, das sein Haus befallen habe, und nun (β 50) erklärt: μητέρι μοι μνηστῆρες ἐπέχραον οὐκ ἐθελούσῃ, so würde ein heutiger Redner sagen: „es handelt sich um meine Mutter". Ähnlich σ 358: „was den Lohn betrifft". Dergleichen moderne Schnörkel werden wir in die Übersetzung nicht einführen; aber es ist gut sich ihrer zu erinnern, um das Gewicht richtig zu würdigen, das die Voranstellung eines Wortes bei Homer hat.

2. Ebenso sehr, nur in ganz anderm Sinne, lebendig ist die Wirkung, die dadurch erreicht wird, daß ein wichtiger Begriff den anderen nachfolgt. Alkinoos fordert die Seinen und den Gast auf (θ 100): νῦν δ' ἐξέλθωμεν καὶ ἀέθλων πειρηθῶμεν, und man meint mitanzusehen, wie er sich besinnt und hinzusetzt: πάντων, ὥς χ' ὁ ξεῖνος ἐνίσπῃ οἷσι φίλοισι κτλ. Den ganzen Eindruck verdirbt, wer übersetzt: „wir wollen uns in allen Kampfspielen versuchen". Ähnlich χ 54 f., wo nach Antinoos' Fall Eurymachos für sich und die andern um Gnade bittet: νῦν δ' ὁ μὲν ἐν μοίρῃ πέφαται, σὺ δὲ φείδεο λαῶν σῶν. Das ist es ja, was uns in Homers Gedanken so menschlich vertraut anspricht, daß sie nicht fertig vorgelegt werden, sondern vor unsern Augen sich bilden. Die metrische Gliederung hilft dazu mit, indem sie jeden Hexameter zunächst als ein Ganzes für sich auffassen läßt; aber auch innerhalb eines Verses können wir oft das Denken des Sprechenden beobachten, wie es eine Weile in der Schwebe bleibt, um zuletzt einen festen Punkt zu gewinnen. Achill sendet seine Mutter zu Zeus, um ihn zu bitten (A 408 f.): αἴ κέν πως ἐθέλῃσιν ἐπὶ Τρώεσσιν ἀρῆξαι, τοὺς δὲ κατὰ πρυμνάς τε καὶ ἀμφ' ἅλα ἔλσαι 'Αχαιούς. Undenkbar, daß wir verstehen sollten: „die Achäer aber an den Schiffen und am Meer zusammenzudrängen"; der Held denkt viel zu verächtlich von ihnen, als daß er sie gleich nennen möchte: von „den andern" spricht er, und fügt zuletzt widerwillig den

Namen hinzu. Daß diese Wortfolge nicht auf den Ausdruck der Geringschätzung beschränkt ist, braucht wohl nur erwähnt zu werden; sie ist auch nicht auf Homer beschränkt. *Atque hic Priamiden laniatum corpore toto Deiphobum vidit*, erzählt Vergil (VI 494 f.) und läßt den Hörer erst nachdenken, wen seine Schilderung meine; das darf auch ein Sekundaner nicht verkennen und etwa sagen: „Hier sah er Priamus' Sohn Deiphobus, am ganzen Körper zerfleischt". Oft werden wir, um unsrer Sprache nicht Gewalt anzutun, den Begriff der kommen soll durch ein Pronomen im voraus andeuten; so bei Horaz (III 1, 38 ff.): *neque decedit aerata triremi et post equitem sedet atra cura*, „und sie weicht nicht von der erzbeschlagenen Triere und sitzt hinter dem Reiter, die schwarze Sorge". — Daß auch in Prosa dem Schluß des Satzes ein ähnliches Gewicht beigelegt werden kann, zeigt wieder, der Lebendigkeit des wirklichen Gespräches treffend nachgebildet, die Sprache Platons. Aus zusammenhängender Rede bietet ein lehrreiches Beispiel Cicero (pro Murena 6, 13): *Tempestivi convivii, amoeni loci, multarum deliciarum comes est extrema saltatio.* Wer noch mit Subjekt und Prädikat zu schaffen hat, übersetzt wieder bedächtig: „Der Tanz ist der letzte Begleiter eines früh beginnenden Gelages". Der Redner meinte doch etwas anderes: „Zu einem früh beginnenden Gelage, einem anmutigen Platz, einer Fülle von Genüssen gesellt sich zuletzt der Tanz". Am meisten weiß wohl Tacitus durch geschickte Gruppierung zu wirken. Fast jede Stelle, die aus irgend einem andern Grunde angeführt ist oder sich anführen ließe, gibt auch hierzu einen Beleg.

Der lateinische Satzbau weicht im allgemeinen darin vom deutschen ab, daß er das Verbum finitum ans Ende schiebt. In der Regel werden wir einfach darauf verzichten dies nachzuahmen. Aber nicht ganz selten liegt noch ein besondrer Sinn darin, daß das Verbum zuletzt steht, mag es nun das Resultat einer längeren Erwägung bringen oder durch einen vorbereitenden Gegensatz hinausgeschoben sein oder durch be-

gleitende Begriffe, von denen man es nicht gern trennen möchte, am Ende festgehalten werden. Da muß man denn auf Mittel sinnen, es auch im Deutschen an seinem Platz zu lassen. Sallust schreibt Catil. 8, 1: *Sed profecto fortuna in omni re dominatur; ea res cunctas ex lubidine magis quam ex vero celebrat obscuratque.* Die beiden Verba müssen zusammenbleiben; daher nicht etwa: „dies verherrlicht alle Ereignisse mehr nach Willkür als nach der Wahrheit und verdunkelt sie", sondern: „dieses stellt alle Ereignisse mehr nach Willkür als nach der Wahrheit ins Licht und ins Dunkel". Umbiegung in einen abhängigen Satz erweist sich nützlich z. B. in der Rede des Cremutius Cordus (Tacit. Ann. IV 35), der sich im Senat wegen seiner Verherrlichung des Brutus und Cassius verteidigt: *Num armatis Cassio et Bruto ac Philippenses campos obtinentibus belli civilis causa populum per contiones incendo? an illi quidem, septuagesimum ante annum perempti, quomodo imaginibus suis noscuntur, quas ne victor quidem abolevit, sic partem memoriae apud scriptores retinent?* Die Gegenüberstellung *quomodo—sic* verlangt dringend, daß nicht angefangen werde: „oder behaupten jene"; statt dessen etwa: „oder ist es nur an dem, daß jene, vor siebzig Jahren umgebracht, wie sie aus ihren Bildern erkannt werden, die auch der Sieger nicht beseitigt hat, so ein Stück Nachleben bei den Schriftstellern behaupten?" Hier ist denn auch eine Gelegenheit, um von umschreibenden Verben bescheidenen Gebrauch zu machen: indem man ein „wußte" oder „vermochte" oder „suchte" voraufnimmt, genügt man der Forderung des deutschen Stiles, behält aber zugleich im Infinitiv den Hauptbegriff an seiner schließenden Stelle. So wenn Tacitus die Bestattung der mit Varus Gefallenen durch Germanicus schildert, Ann. I 62: *Igitur Romanus qui aderat exercitus sextum post cladis annum trium legionum ossa, nullo noscente alienas reliquias an suorum humo tegeret, omnes ut coniunctos ut consanguineos, aucta in hostem ira, maesti simul et infensi condebant.* „So mußte das römische Heer, das zur Stelle war, sechs Jahre nach der Niederlage die Gebeine von

drei Legionen, ohne daß jemand erkannte ob er fremde Überreste oder die der Seinen mit Erde bedeckte, jeden wie einen Verwandten, einen Blutsgenossen, mit gesteigertem Zorne gegen den Feind, traurig zugleich und erbittert, bestatten". Auch ein Beispiel aus der griechischen Lektüre! Οἱ μὲν οὖν πρῶτοι ὅμως τρόπῳ τινὶ ἐστρατοπεδεύσαντο, οἱ δ' ὕστεροι σκοταῖοι προσιόντες ὡς ἐτύγχανον ἕκαστοι ηὐλίζοντο (Anab. II 2, 17): „Die ersten konnten gleichwohl irgendwie ein Lager aufschlagen, die späteren, die im Finstern heranrückten, mußten, wie die einzelnen es trafen, kampieren". Hier sind „konnten" und „mußten" gar nicht bedeutungslos; und es zeigt sich, daß die Geltung solcher Verba als „phraseologischer" durch Mißbrauch erst entstanden ist. Ursprünglich dienten sie dazu, ein Begleitgefühl der Handlung leise nuancierend anzudeuten; und die Neigung unsrer Sprache, dergleichen zu beachten und auszudrücken, war die eigentliche Quelle eines Gebrauches, den jetzt jener Name gar zu äußerlich bezeichnet.

Allerdings kam ein anderer Grund hinzu. Dem Griechen wie dem Lateiner wurde es leicht, von vornherein die Aufmerksamkeit auf das Nachkommende hin gespannt zu halten; wir vermögen das weniger und müssen durch Umschreibung helfen, manchmal schon in recht kurzen Sätzen. In der Schilderung des Wagenkampfes, bei dem Orest gefallen sein soll, heißt es (Soph. El. 728 f.): κἀντεῦθεν ἄλλος ἄλλον ἐξ ἑνὸς κακοῦ ἔθραυε κἀνέπιπτε „und daher mußte einer den andern . . . ." oder noch besser: „und daher geschah es daß einer den andern infolge eines Unfalles beschädigte und bedrängte". Freilich kann es auch vorkommen, daß die Umformung gerade verkehrt wirken würde. *Sed si tantus amor casus cognoscere nostros et breviter Troiae supremum audire laborem, quamquam animus meminisse horret luctuque refugit, incipiam:* so Äneas bei Vergil II 10 ff. Wir könnten den Nachsatz beginnen: „so will ich, obgleich mein Herz bei der Erinnerung schaudert, ..."; aber das meint der Dichter nicht: erst im letzten Augenblick soll der Held den Einschluß sich abringen. Wir bilden deshalb aus

dem Satze mit *quamquam* eine Parenthese, unterdrücken durch ihr Eindringen den Nachsatz zu *si tantus amor* und lassen zuletzt das Zugeständnis im Gegensatz zu der widerstrebenden Empfindung hervorbrechen: „aber wenn deine Begierde so groß ist unser Schicksal zu erfahren und kurz von Trojas letztem Ringen zu hören — zwar schaudert das Herz bei der Erinnerung und hat sie bisher trauernd gemieden — doch es sei".

3. In diesem Satze handelt es sich im Grunde nicht bloß um den Schluß, sondern auch schon um die Reihenfolge der ihn vorbereitenden Gedanken. Wenn das Denken der Wirklichkeit entsprechen soll, so muß auch sein Fortschreiten dem Gange der Ereignisse sich anschließen. Mühelos geschieht das oft bei Homer, dem eben in der natürlichen Folge die Vorstellungen zufließen. Aber noch Horaz ist hierin ein Meister, doch wohl mit Bewußtsein, wenn er z. B. in der Fabel von den beiden Mäusen erzählt (Epist. I 7, 30 f.): *pastaque rursus ire foras pleno tendebat corpore frustra*, wo wir ohne weiteres folgen können: „und gesättigt wieder hinauszugehen bemühte sie sich mit vollem Leibe vergebens". Nicht anders in der schlichten Sprache des Historikers. Cäsar erzählt (Gall. II 10): *hostes impeditos nostri in flumine aggressi magnum eorum numerum occiderunt; per eorum corpora reliquos audacissime transire conantes multitudine telorum obruerunt.* „Die Unsrigen griffen den Feind ....; als die übrigen versuchten ....": so übersetzt der Tertianer, nicht falsch. Aber wer war zuerst da, der Feind oder die Unsern? warum steht *per eorum corpora* nachher voran? Die Antwort wird gefunden, und damit empfunden, wie im Lateinischen alles Schlag auf Schlag erfolgt, immer Wirkung an Ursache sich anschließt. Das möchten wir nachbilden: „Als die Feinde zum Kampfe nicht bereit waren, griffen die Unsern im Flusse sie an und töteten viele von ihnen; über deren Leiber versuchten die übrigen kühn hinüberzugehen, wurden aber mit einem Hagel von Geschossen überschüttet". Dem Gange der Ereignisse entspricht die Reihenfolge der Worte, die davon berichten.[53a])

Doch es findet sich auch das Umgekehrte, die einzelnen Momente gerade im Gegensatze zur Wirklichkeit angeordnet, schon bei Homer, wie δ 207 f.: ᾧ τε Κρονίων ὄλβον ἐπικλώσῃ γαμέοντί τε γιγνομένῳ τε, oder 723: ὅσσαι μοι ὁμοῦ τράφεν ἠδ' ἐγένοντο, und dann vollends bei späteren Dichtern. Orestes in Euripides' Elektra (969) ruft aus: πῶς γὰρ κτάνω νιν, ἥ μ' ἔθρεψε κἄτεκεν; und in der taurischen Iphigenie (709) redet er seinen Freund an: ὦ ξυγκυναγὲ καὶ ξυνεκτραφεὶς ἐμοί „mein Jagdgenoß und mein Jugendgenosse". Sollen wir auch hier der Laune des Autors folgen? Ich meine, ja, selbst wenn es eine bloße Laune wäre; aber die Sache liegt anders. Wir freuen uns doch, wenn ein Gelehrter uns den Weg führt, den seine eignen Gedanken genommen haben; und dabei geht er oft von dem der Natur nach Späteren, das der menschlichen Betrachtung näher liegt, rückwärts zum Ursprung. Müssen wir dem natürlichen Menschen, den der Dichter zu uns reden läßt, oder dem naiven Dichter selbst nicht das gleiche Recht zugestehen und ihm gerne nachgehen, wenn er sich an seiner Erinnerung in die Vergangenheit zurücktastet?

Die eigentliche Schwierigkeit fürs Übersetzen entsteht da, wo die Stufen der Erzählung oder Betrachtung durch Teile eines zusammengesetzten Satzes gebildet werden. Wenn Herodot (VI 113) berichtet: τοῖσι τὸ μέσον ῥήξασι αὐτῶν, συναγαγόντες τὰ κέρεα, ἐμάχοντο καὶ ἐνίκων Ἀθηναῖοι, so heißt das im Deutschen auf der ersten Stufe: „gegen die, welche das Centrum durchbrochen hatten, kämpften die Athener, nachdem sie mit den Flügeln eingeschwenkt waren, und blieben Sieger". Die Schüler erkennen dann aber leicht, daß die taktische Bewegung vor den Kampf gehört, und verbessern: „gegen die, welche durchgebrochen waren, schwenkten die Athener mit den Flügeln ein und erfochten den Sieg". Das Mittel zur Herstellung der sachgemäßen Ordnung ist freilich nicht immer so bequem zu finden. Xenophon schreibt Memor. I 3, 6: εἰ δέ ποτε κληθεὶς ἐθελήσειεν ἐπὶ δεῖπνον ἐλθεῖν, ὃ τοῖς πλείστοις ἐργωδέστατόν ἐστιν, ὥστε φυλάξασθαι τὸ ὑπὲρ τὸν κόρον ἐμπίπλασθαι, τοῦτο

ῥᾳδίως πάνυ ἐφυλάττετο, und es ist klar, daß wir nicht sagen dürfen: „so hütete er sich vor dem was den meisten usw.“, mit nachklappendem „sehr leicht“. Vielmehr: erst der Anlaß, dann die Aufgabe die aus ihm erwächst, zuletzt die Lösung. Also etwa: „wenn er einmal eingeladen zu einem Gastmahl gehen wollte, wo es für die meisten sehr schwierig ist darauf zu achten daß sie sich nicht überladen, so achtete er hierauf ganz leicht“. *Quae cum ita sint, si* kann man oft übersetzen: „wenn unter diesen Umständen“; aber es gibt Fälle, in denen das nicht angeht. z. B. ad fam. XIII 50, 2: *quae cum ita sint, si ullam in amicitia mea spem habes, hoc mihi da atque largire ut M'. Curium sartum et tectum, ut aiunt, conserves.* Cicero hat dem Freunde, an den er den M'. Curius empfehlen will, sein nahes Verhältnis zu diesem geschildert, und kann nicht fortfahren: „wenn du unter diesen Umständen irgend eine Hoffnung auf meine Freundschaft setzest“; denn die Umstände haben mit dieser Annahme gar nichts zu tun, sie dienen nur der nachfolgenden Bitte als Begründung. Wir trennen sie daher von dem wenn-Satze und schreiben: „So liegt die Sache; wenn du also irgend eine Hoffnung auf meine Freundschaft setzest, so tu mir den großen Gefallen, daß du den M'. Curius in gutem Stande, wie man sagt, erhältst“.

In den drei bisher besprochenen Beispielen war das Stück, dem der passende Platz gesucht wurde, ein Gedankenglied; nicht wesentlich anders stellt sich die Aufgabe, wenn ein einzelner Begriff, etwa das Subjekt, den Stützpunkt für die stilistische Erwägung bildet. So bei Sallust Iug. 103, 2: *Tum rursus Bocchus, seu reputando quae sibi duobus proeliis venerant, seu admonitus ab aliis amicis quos incorruptos Iugurtha reliquerat, ex omni copia necessariorum quinque delegit, quorum et fides cognita et ingenia validissma erant.* „Jetzt wieder Bocchus! Mochte er nun erwägen . . ., oder war er . . . ermahnt: er wählte . . .“. Ein andermal wird man einen kleinen Satz bilden, um das Subjekt loszulösen (vgl. S. 77), die andern Satzteile in ihrer Reihenfolge zu lassen und den Eindruck der

Spannung zu erhalten. Dieser Satz kann auch eine Frage sein. Catil. 51, 5 rühmt Cäsar die Milde, die das römische Volk immer auch gegen Schuldige bewiesen habe: im Kriege gegen Perseus stellte sich Rhodus auf die Seite der Gegner, *sed postquam bello confecto de Rhodiis consultum est, maiores nostri, ne quis divitiarum magis quam iniuriae causa bellum inceptum diceret, inpunitos eos dimisere.* Hier brachte einer meiner Schüler, als einmal dieser Abschnitt in der Klasse schriftlich übersetzt wurde, von selber die Form: „Aber als nach Beendigung des Krieges über die Rhodier beraten wurde, was taten da unsere Vorfahren? Damit niemand sagen könnte . . . ., ließen sie sie ohne Strafe davonkommen".

Doch wir geraten wieder in Gefahr einem späteren Kapitel vorzugreifen, welches der richtigen Auffassung und Wiedergabe lateinischer und griechischer Perioden dienen soll. Zuvor müssen wir die entsprechende Erscheinung im Kleinen, in der Verbindung der einzelnen Worte, aufsuchen.

VIII.

Verschiebung des Gewichtes.

> Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig.
>
> Paulus.

Um eine für den Sinn wertvolle Reihenfolge der Vorstellungen festzuhalten, war es unter Umständen geboten die Kasusform eines Wortes, d. h. die syntaktische Beziehung eines Begriffes, zu ändern. Dies ist im Grunde nur ein spezieller Fall einer viel allgemeineren Erscheinung. *Iunone secunda* (Aen. IV 45) übersetzen wir „von Iuno geleitet", οὔ ποτε γὰρ φρενόθεν γ' ἐπ' ἀριστερά, παῖ Τελαμῶνος, ἔβας τόσσον, ἐν ποίμναις πίτνων (Ai. 183 ff.) „nie gingst du so weit vom rechten Wege ab, in die Herden zu fallen" — und ersetzen an der einen Stelle Aktiv durch Passiv, an der andern Particip durch Infinitiv, weil wir eine breite Umschreibung vermeiden wollen. Mit solcher Vertauschung der Verbalnomina geschieht nichts wesentlich anderes, als wenn der Quintaner angehalten wird für *ab urbe condita* zu sagen „seit Gründung der Stadt", oder wenn der Sekundaner *audita Cannensis clades* bei Livius von selbst in „die Kunde von der Niederlage" verwandelt. Man kann in solchen Umwandlungen zu weit gehen. In dem Satze *Ubi illam gloriam trucidantium Crassum, exturbantium Antonium, si mancipium Caesaris, tot per annos servitutem perpessum, Parthis imperitet?* (Ann. II 2) vermag unsre Sprache dem Original genau zu folgen: „wo sei der Ruhm der Männer, die den Crassus niedermetzelten, den Antonius austrieben?" Aber recht oft werden wir allerdings genötigt sein, ein Element des Satzes im Deutschen in eine andere Wortart überzuführen.

Viele Fälle der Art sind jedem geläufig: *virtutum studia* (Cic. Cat. Mai. 8, 26) „edles Streben“, *cursu aequare* „mitlaufen“, *temeritas et casus, non ratio nec consilium* (de divin. II 41, 85) „der blinde Zufall, nicht vernünftige Überlegung“; für *manu voce vulnere sustentabat pugnam* (Ann. II 17) stellt sich bald ein: „wie er kämpfend rufend verwundet die Schlacht zum Stehen zu bringen suchte“. „Hier zuerst dem Boden zurückgegeben“ für ein lateinisches *redditus his primum terris* (Aen. VI 18) ist ein bekannter Typus. Aber es gibt auch Fälle, in denen schon einiges Nachsinnen dazu gehört, eine glückliche Umbildung zu finden. *Tormenti genus* sagt Vergil (VIII 487) von der grausamen Veranstaltung des Mezentius, lebende Menschen, mit Leichen zusammengebunden, langsam verfaulen zu lassen. „Eine neue Art von Marter“ wäre sachlich richtig, doch dem lateinischen Ausdruck nicht ganz entsprechend, den der Dichter doch wohl absichtlich gedämpft hält. Um das Entsetzen des Lesers über das Unerhörte noch stärker herauszufordern, läßt er *novum* weg und tut so, als könne man das dort Geschehene in eine schon vorhandene Gattung einordnen: „auch eine Marter“.

Das Gemeinsame bei dieser Art von freieren Übersetzungen ist im Grunde die Verschiebung eines Abhängigkeitsverhältnisses. Und vom Satzbau her glauben wir zu wissen, daß diese vorzugsweise in zwei Richtungen erfolgen kann: entweder so, daß Unterordnung in Nebenordnung, oder so, daß Nebenordnung in Unterordnung geändert wird. Die Herausarbeitung eines Attributes wie ἀρίγνωτε (S. 108) kann als Beispiel der ersten Art gelten, so gut wie jede Verwandlung eines participialen Ausdruckes in einen koordinierten Satz, während die Annahme eines ἓν διὰ δυοῖν sicher der zweiten angehört: *membris et mole* (Aen. V 431) „durch die Wucht seiner Glieder“. Das sind geläufige, leicht verständliche Umformungen; mehr Nachdenken verlangen die Erscheinungen, die sich solchem Schema nicht fügen. Ein Kasus, der in einen andern verwandelt wird, tritt aus der abhängigen Stellung nicht heraus,

er wechselt nur den Herrn; ebenso ein aktives Participium das in ein passivisches übergeht, ein Adjektiv das zum Adverb wird, sie bleiben abhängig, suchen aber anderswo sich anzulehnen. Und nicht selten gibt es, um die straffe Geschlossenheit eines Zusammenhanges zu wahren, gar kein besseres Mittel, als daß Regierendes und Regiertes ihren Platz tauschen: ein Begriff oder Gedanke, der grammatisch abhängig war, wird selbständig und übernimmt zugleich die Herrschaft über den, dem er vorher als nähere Bestimmung diente; *post reges exactos* „nach Vertreibung der Könige", λάθε βιώσας „lebe im Verborgenen" sind bekannte Beispiele. Damit sind zwei Gruppen bezeichnet, die etwas näher betrachtet werden müssen.

1. Wir beginnen mit Fällen, in denen ein Attribut von einem nominalen Begriff getrennt wird und sich an einen anderen nominalen Begriff anschließt. *Pedites sagulo leves* schrieb Tacitus (Germ. 6), wir übersetzen mit Döderlein: „in leichtem Feldmantel". Wenn Cicero (pro Mur. 2, 3) sagt: *Catoni vitam ad certam rationis normam derigenti*, so können wir alle einzelnen Begriffe in ähnlicher Gruppierung erhalten, nur so daß *certus* mit *ratio* statt mit *norma* verbunden wird: „der sein Leben nach dem Maßstab einer bestimmten Theorie einrichtet". Etwas künstlicher verschlungen ist das Verhältnis zwischen fremdem und deutschem Ausdruck etwa bei Vergils Worten (Aen. VII 207) *Dardanus Idaeas Phrygiae penetravit ad urbes*: „zu den Städten am phrygischen Ida". Daran ist natürlich immer festzuhalten, daß der Schüler genau weiß, was er ändert, und warum er ändert. Nicht dämmrige Vermischung der Begriffe in einer unklaren Gesamtvorstellung, aus der sie dann in andrer Anordnung wieder zum Vorschein kommen, sondern strenge Beherrschung des Gedankens und bewußte Freiheit vom Wortlaut! Beides ist nötig, wenn wir Horazens Gedanken *partem solido demere de die* (I 1, 20) erträglich verdeutschen und zugleich das Bild bewahren wollen: „dem Tage einen Bruchteil rauben". — Nicht minder häufig ist der Austausch

zwischen Adjektiv und Adverb, d. h. der Übertritt eines Begriffes, durch den im Lateinischen oder Griechischen ein Nomen näher bestimmt wird, in die Abhängigkeit von einem Verbum, oder auch umgekehrt. Beides zugleich wenden wir an, um die Frage der Iokaste zu verstehen (Kön. Öd. 938): ποίαν δύναμιν ὧδ' ἔχει διπλῆν; „wie hat es diese doppelte Kraft?" Das Gewöhnlichere ist, daß wir ein Attribut in adverbiellen Ausdruck verwandeln müssen. Didos Worte (IV 379) *ea cura quietos sollicitat* übersetzte Schiller treffend: „das stört sie auf in ihrer goldnen Ruh". Es kommt ja vor, daß wir versuchen müssen das Adjektiv zu bewahren, wenn nämlich der nominale Ausdruck dazu dienen sollte, eine Gestalt, eine Person anschaulich hinzustellen; davon ist früher (S. 76) die Rede gewesen. Aber ein δεινὼ δέ οἱ ὄσσε φάανθεν (A 200) ist typisch für die Leichtigkeit, mit der in der überwiegenden Menge der Beispiele ein beschreibender Zug verschoben werden kann: „furchtbar leuchteten ihr die Augen". Hierher gehören auch die zahlreichen Adjectiva, namentlich bei Homer, in Zeitangaben, die wir auf die Handlung des Satzes anstatt auf das Subjekt oder Objekt beziehen: πανημέριοι σεῖον, εὗδεν παννύχιος, χθιζὸς ἤλυθες. Unsere Auffassung ist in solchen Fällen logisch richtiger, die andere poetisch anschaulicher[54]); diesen Vorzug zu würdigen hilft uns gerade die Umformung, mit der wir uns der deutschen Denkweise anbequemen. Seltener ist, worauf schon hingewiesen wurde, die umgekehrte Verschiebung, daß ein Satzteil, der dem Verbum angeschlossen war, deutsch als Attribut oder Prädikat zum Nomen gezogen wird: *audiuntur auctoritate suadendi magis quam iubendi potestate* „als einflußreiche Ratgeber, nicht so sehr als befugte Machthaber" (Germ. 11, nach Döderlein); *omnia serviliter pro dominatione*, „ganz Diener, um Herr zu werden" (Hist. I 36).

Attribut und Prädikat bedürfen selbst gegeneinander klarer Scheidung, um unter Umständen mit Bewußtsein vertauscht werden zu können. Das „prädikativ" gestellte Adjektiv ist ja im Grunde ein Mittelding: der grammatischen Form nach

ein Attribut, und doch dem Sinne nach derjenige Satzteil, durch den das ausgesagt wird, was der Satz eigentlich aussagen soll[55]). Im Griechischen erkennt man dieses Verhältnis am Fehlen des Artikels, worauf scharf zu achten die Schüler früh schon und immer wieder und mit Zähigkeit geübt werden müssen; beim Übersetzen wird es oft so kommen, daß die Probe, an der man den prädikativen Sinn erkennt — Umwandlung in ein formelles Prädikat — auch den besten deutschen Ausdruck liefert. Kyros wird gefragt, πόσον ἄγοι τὸ στράτευμα (Κύρ. παιδ. II 1, 2): „wie groß das Heer sei, das er mitbringe". Τὸν δ' ἕτερον σκόπελον χθαμαλώτερον ὄψει: „der andre Fels, den du sehen wirst, ist niedriger" (μ 101). Was Hauptverbum war, kommt im Deutschen in einen untergeordneten Satz; Prädikat des regierenden Satzes wird das prädikativ gestellte Adjektiv — oder Partizip — des Griechischen. Oft ist es natürlich auch so, daß die Rangordnung der Glieder bleibt und das neu gebildete Prädikat im Nebensatz auftritt. Beide Fälle nebeneinander zeigt Anab. IV 2, 13: Ἐννοήσας ὁ Ξενοφῶν, μή, εἰ ἔρημον καταλείποι τὸν ἠλωκότα λόφον, πάλιν λαβόντες οἱ πολέμιοι ἐπίθοιντο τοῖς ὑποζυγίοις παριοῦσιν — ἐπὶ πολὺ δ' ἦν τὰ ὑποζύγια ἅτε διὰ στενῆς τῆς ὁδοῦ πορευόμενα —, καταλείπει ἐπὶ τοῦ λόφου λοχαγοὺς κτλ. „Der Weg, durch den der Troß zog, war eng", und deshalb zu fürchten, daß die Feinde „darüber herfallen würden, während er im Vorbeimarsch wäre". Wird statt dessen von den Schülern gesagt „die vorbeiziehenden Lasttiere, durch den engen Weg", so mag der Fehler gering erscheinen, und mancher möchte geneigt sein ihn unkorrigiert zu lassen. Aber solche Bequemlichkeit rächt sich später, wenn bei Demosthenes, Thukydides, Platon grammatisch analoge doch inhaltlich bedeutendere Wortfügungen vorkommen, wo dann durch eben jene Ungenauigkeit das ganze Verständnis eines Gedankens gehemmt werden kann[56]).

Auch zwischen scharf getrennten Gattungen der Wörter, wie ῥῆμα und ὄνομα, kann ein Austausch angebracht sein. Das Prädikatsverbum selbst muß seinen Inhalt hergeben, um im

Deutschen ein Subjektsnomen zu bilden, bei Sallust Catil. 20, 2: *nequiquam opportuna res cecidisset* „vergebens wäre der Zufall günstig gewesen". Wie hier als Träger des Gedankens nur die Kopula übrig bleibt, so kann es öfters zweckmäßig sein das Verbum auf eine bloß formale Funktion einzuschränken und die Vorstellung, die ursprünglich in ihm ausgedrückt war, in andrer Gestalt heraustreten zu lassen. In Vergils Worten (VIII 20 f.): *atque animum nunc huc celerem nunc dividit illuc in partisque rapit varias perque omnia versat*, müssen wir wohl zu diesem Mittel greifen, wenn der Begriff von *dividere* nicht ganz aufgegeben werden soll: „und er wendet den schnellen Geist teils hierhin teils dorthin, reißt ihn in wechselnde Richtung und tummelt ihn nach allen Seiten". Aus *mallet* machen wir in einem Satze wie Tacitus Ann. II 10 *(ne propinquorum etc.)* „anstatt", um eine ausdrucksvolle Wortfolge nicht zu stören. Ein andermal mag es gelingen zugleich diese und den Vorstellungsgehalt des Verbums zu wahren, z. B. Cic. Lael. 20, 74: *dispares mores disparia studia sequntur* „Ungleichheit des Charakters hat Ungleichheit der Interessen im Gefolge".

Wo umgekehrt ein nominaler Ausdruck im Deutschen verbal gefaßt wird, entsteht ein Satz, sei er nun abhängig oder selbständig. Wir erinnern uns an δαιμόνιος (S. 27), oder an die Scheltworte des übermütigen Freiers ρ 375, die man hat ändern wollen, weil sie keinen Sinn gäben: ὦ ἀρίγνωτε συβῶτα, „daran erkennt man dich recht, Sauhirt". Zu ernsteren Bildern ruft uns das Ω. Andromache hält das Haupt des Toten zwischen ihren Händen und klagt: οὐ δέ τί μοι εἶπας πυκινὸν ἔπος, οὗ τέ κεν αἰεὶ μεμνῄμην νύκτας τε καὶ ἤματα δάκρυ χέουσα (744 f.) „und hast mir kein Wort gesagt, an das ich mich halten könnte in stetem Gedenken, bei Nacht und bei Tage Tränen vergießend".

Innerhalb des verbalen Gebietes sind es namentlich die Prädikate der Ablativi absoluti, die oft beim Übersetzen ihre Zugehörigkeit wechseln müssen. Ein Beispiel dafür wurde schon (S. 103) erwähnt, einige weitere liefert ebenfalls Vergil:

quo numine laeso (so! Aen. I 8) „in welchem Wunsche gekränkt“, *magna stipante caterva* (IV 136) „von einer großen Schar begleitet“, *commixta grandine nimbus* (IV 120) „Regen mit Hagel gemischt“. Früher durfte der Lehrer auch wagen *coniecta cerva sagitta* (IV 69) als „die vom Pfeil getroffene Hinde“ wiederzugeben; jetzt wird er sich vor solcher Freiheit lieber hüten: sie würde Verwirrung stiften, würde der Stümperei im Lesen und Verstehen Vorschub leisten, die durch Verkürzung der Dichterlektüre und Unterdrückung der metrischen Übungen schon schlimm genug geworden ist. Und noch einmal sei gewarnt, daß wir es mit Verschiebungen dieser Art nicht gar zu leicht nehmen; über jeden Zug der Grundbedeutung wie der Umgestaltung müssen die Schüler Rechenschaft geben können. — So auch bei ähnlicher Behandlung des Participium coniunctum. Wenn Vergil den Schmuck der jungen Trojaner beschreibt (V 556): *omnibus in morem tonsa coma pressa corona*, so übersetzen wir zunächst wörtlich, erkennen, wie das im Deutschen ungeschickt herauskommt, und sagen nun freier: „allen ist ein Kranz von richtig beschnittenen (Zweigen) ins Haar gedrückt“. Auch Fälle wie Aen. VIII 177 f. *(praecipuumque toro et villosi pelle leonis accipit Aenean)* gehören hierher, obwohl das vom Verbum abgeleitete Adjektiv da nur deutsch als Particip erscheint: „er empfängt auszeichnend“. Hier wird Passiv in Aktiv verwandelt; viel häufiger umgekehrt, weil die aktivischen Participia im Deutschen nur einen sehr beschränkten Gebrauch haben: ἐελδομένῳ δέ μοι ἦλθον (μ 438) „ersehnt kamen sie mir“. Namentlich das des aktiven Aorists nachzubilden können wir gar nicht versuchen: τὸν ἡγεμόνα δήσαντες παραδιδόασιν αὐτοῖς (Anab. IV 2, 1), θαλάμοιο θύρην πυκινῶς ἀραρυῖαν κάλλιπον ἀγκλίνας (χ 155 f.), ἠθέλησε δ' αἵματος κοινοῦ πάσασθαι, τοὺς δὲ δουλώσας ἄγειν (Soph. Ant. 201 f.). Wenn ich nicht irre, hilft man sich hier oft mit umschreibenden Nebensätzen: „nachdem sie gebunden hatten, nachdem er geknechtet hätte“. Richtiger ist es doch wohl die Gedrungenheit des griechischen Ausdruckes soviel als möglich zu erhalten;

und hier ist es vollkommen möglich, sobald man die Participia ins Passivum setzt und auf das Objekt anstatt auf das Subjekt bezieht, „sie überliefern den Wegweiser gebunden; ich ließ die Tür angelehnt; er wollte sie geknechtet wegführen“.

Sind die Schüler an diese Umformung einmal gewöhnt, so werden sie sich nicht fürchten sie auch da anzuwenden, wo das Verbum finitum ἔχω ist: τὸν Ἀστυάγεα Κῦρος καταστρεψάμενος ἔσχε (Hdt. I 75) „er hatte unterworfen“; τοῖσι Κλεισθένης καὶ δρόμον καὶ παλαίστρην ποιησάμενος ἐπ' αὐτῷ τούτῳ εἶχε (VI 126) „ihnen hatte Kleisthenes eine Rennbahn und einen Ringplatz *ad hoc* [wie man beinahe sagen möchte] machen lassen“. Man könnte an unsern Übersetzungen Anstoß nehmen, weil das griechische ἔχειν auch in solchen Verbindungen noch mehr Gewicht eigner Bedeutung habe als unser „haben“. Aber der Unterschied ist doch stellenweise recht gering, in dem Satze von Kleisthenes z. B. die Vorstellung eines Besitzes schon stark verblaßt. Ja bei Homer selber, wenn er Achill klagen läßt (A 507): ἑλὼν γὰρ ἔχει γέρας, αὐτὸς ἀπούρας, zeigt der Zusatz ἀπούρας, daß ἑλὼν ἔχει für das Denken bereits in eins verschmolzen waren, das Particip nicht mehr als solches empfunden wurde. Vollends bei späteren Schriftstellern ist solche Verbindung kaum verschieden von dem einfachen Perfekt oder Plusquamperfekt: πρᾶγος ἄσκοπον ἔχει περάνας (Soph. Ai. 21 f.), τὸν μὲν προτίσας τὸν δ' ἀτιμάσας ἔχει (Ant. 22). Und in Wahrheit sind ja doch die zusammengesetzten Zeitformen in den modernen Sprachen eben auf dem Wege entstanden, den die Entwickelung des Gebrauches von ἔχειν zeigt. Nimmt man Verwandtes hinzu, wie bei Homer (ω 491) μὴ δὴ σχεδὸν ὦσι κιόντες „daß sie nicht schon nahe gekommen sind“, so ergibt sich eine neue Bestätigung dessen was wir wiederholt gefunden haben: wie abgebrauchte und verständnislos nachgesprochene Ausdrucksweisen der Muttersprache dadurch mit einem Male durchsichtig werden und neues Leben empfangen, daß sie zur Übersetzung von Worten oder Wortverbindungen einer älteren Sprache verwandt werden, die denselben Prozeß der Ab-

schleifung begonnen haben, aber dem Ausgangspunkt noch ein erkennbares Stück näher stehen.

2. Das Bild von der Verlegung des Schwerpunktes paßt besonders deutlich da, wo abhängiges und übergeordnetes Glied ihre Rollen tauschen. Dazu nötigte schon die Auseinandersetzung zwischen Attribut und Prädikat (S.107); den einfachsten Fall bietet auch hier das Substantiv mit seinem Beiwort. *Atavi reges* sind „königliche Ahnen", *Numidae agrestes* bei Sallust (Iug. 18, 8) „numidische Bauern", *declivis latitudo* (ebd. 17, 4) eine „breite Senkung". Was Demosthenes (I. Olynth. 8) παραπεπτωκότα καιρόν nennt, ist nicht „eine (uns) zugefallene Gelegenheit" sondern ein „gelegener Zufall", der nebenbei wieder dazu verhilft ein geläufiges deutsches Wort in seinem Ursprunge zu verstehen. Das Substantiv kann auch in der Weise untergeordnet werden, daß es Substantiv bleibt. So im Aias 17 χαλκοστόμου κώδωνος ὡς Τυρσηνικῆς: „wie von dem ehernen Munde einer tyrrhenischen Trompete". Aus dem abstrakten Gebiete gehört hierher der Typus *ab urbe condita* mit seiner Schar von Anwendungen (vgl. S. 103. 105). Weiter gibt es ähnliche Vertauschungen auch für solche Nomina, die nicht gerade im Verhältnis von Substantiv und Attribut miteinander verbunden sind: *primaevo flore iuventus* (Aen. VII 162) „die erste Blüte der Jugend", *armatum peditem gravis attutit alvo* (VI 516) „brachte im Leibe die Last bewaffneten Fußvolkes mit".

Von dem Wechsel zwischen verbaler und nominaler Fassung eines Begriffes bietet Vergils Beschreibung der Fama ein Beispiel (IV 175): *mobilitate viget* „Beweglichkeit ist ihr Leben"; umgekehrt wird man Horazens *stet vivax* (a. p. 69) mit „beständig lebt" übersetzen. In weiterem Sinne verwandt ist die Weise, wie manchmal Prädikat und adverbielle Bestimmung einander ablösen; so wenn wir für *in maius crederetur* bei Tacitus (Histor. I 18) sagen: „in Gedanken vergrößert würde". Derselben Vertauschung bedarf es, damit Sallust Catil. 51, 27 verstanden werde: *Omnia mala exempla ex bonis orta sunt; sed*

ubi imperium ad ignaros eius aut minus bonos pervenit, novum illud exemplum ab dignis et idoneis ad indignos et non idoneos transfertur. Statt *sed* hat man *et* schreiben wollen oder *scilicet*; und wirklich enthält der folgende Satz zum vorhergehenden eher eine Begründung als einen Gegensatz. Alle Schwierigkeit verschwindet, wenn wir auf *bonis* den Hauptton legen und übersetzen: „Jedes schlechte Verfahren war ursprünglich gut; aber ....“ Genauen Ausgleich des Besitzstandes zwischen beiden Gebieten haben wir bei Tacitus Ann. IV 32: *libero egressu memorabant* „sie ergingen sich in freier Erzählung“.

Wo ein Verbum und ein verbales Nomen zusammen das Prädikat ausmachen, fügt es sich öfters, daß sie bei der Verdeutschung die Rollen wechseln müssen; aus ἱκετεύομέν σε πρόστροποι (Kön. Öd. 41) wird „wir wenden uns flehend an dich“. Dasselbe geschieht noch leichter bei der Art nominaler Bildungen, die noch als lebendige Triebe des Verbums gefühlt und als Participia ihm zugerechnet werden. θρῴσκων ἀμείβεται (O 684) wird dem Schüler erst recht anschaulich, wenn er dafür sagen kann: „springt abwechselnd“. Πρέπων ἔφυς φωνεῖν (Oed. Tyr. 9 f.) wird durch das deutsche „Es ist naturgemäß daß du sprichst“ etwas herabgedrückt; das liegt daran, daß wir aus der persönlichen Konstruktion in die unpersönliche übergehen müssen. An den abgeschliffenen Gebrauch von Verben wie λανθάνω τυγχάνω διατελῶ wurde schon erinnert. Natürlich wird man auch hier dafür sorgen, daß der Zusammenhang zwischen Grundbedeutung und freier Übersetzung den Schülern nicht verloren geht, und gern die Gelegenheit benutzen, wo einmal der eigentliche Sinn greifbar hervortritt. Τυγχάνει οὖν ἐμοὶ ἡ αὐτὴ ἔχθρα πρὸς Ἀγόρατον τουτονὶ καὶ τῷ πλήθει τῷ ὑμετέρῳ ὑπάρχουσα (Lys. 13, 1) lautet auf deutsch: „Es trifft sich nun, daß für mich dieselbe Feindschaft besteht wie für das Volk das ihr vertretet“. Eben diese wörtliche Übersetzung ist nicht selten bei Platon erfordert, wenn ein vorläufiges Resultat festgestellt oder etwas Gegebenes eingeführt wird; letzteres z. B. Protag. 318 A: τυγχάνει ἐν

ἐπιθυμίᾳ ὢν „er befindet sich in einem Zustande (ὢν) der Sehnsucht". Mit einem „zufällig" wäre hier gar nichts anzufangen, so geläufig sonst solche adverbielle Umformung jedem Leser des Griechischen ist. Anlaß dazu bietet übrigens auch das Lateinische. *Dic et argutae properet Neaerae murreum nodo cohibere crinem,* sagt Horaz (III 14, 21 f.) und meint: „sie möge eilends das Haar zusammenraffen". Äneas beobachtet die von seiner Mutter gesandten Tauben: *quo tendere pergant* (VI 198) „wohin sie weiter (ihren Flug) richten". Besonders oft begegnet *solere* in solcher Anwendung: *quale solet silvis brumali tempore viscum fronde virere nova* (Aen. VI 205 f.) „wie manchmal in den Wäldern die Mistel grünt"; *saepe audivi mirari solitum C. Fabricium* (Cat. mai. 13, 43) „Fabricius habe sich immer wieder gewundert".

In all diesen Fällen handelte es sich um Verba, die ihrer Bedeutung nach geeignet sind ein bloß formales Element des Gedankens abzugeben, die Häufigkeit, die Stetigkeit der eigentlichen Handlung oder sonst die Art wie diese eintritt zu beschreiben. Aber auch inhaltreichere Begriffe können durch den Zusammenhang herabgedrückt werden. *Cohortatus milites, ut se intuentes pugnarent* (Liv. XXXI 24, 11) meint doch wohl: „daß sie beim Kampfe auf ihn blicken sollten". Wie Telemach den Sauhirten an seinen Tisch zieht, νεῦσ' ἐπὶ οἷ καλέσας (ρ 330), bleibt auch sachlich unverstanden, wenn nicht übersetzt wird: „er rief ihn durch einen Wink zu sich". Besonders oft zwingt uns der gedrungene Stil eines Thukydides, bei Gedanken, die um einen Punkt gravitieren, zu prüfen, welcher von ihnen im Grunde das größere Gewicht hat. Oft ist es der äußerlich untergeordnete, den wir uns in lebendigem Vortrag so stark betont denken können, daß der Sinn hervortrat, den wir aber, gewohnt zu schreiben und genötigt Participia durch Sätze zu umschreiben, nur dadurch zu seiner Geltung bringen können, daß wir ihn auch grammatisch zum regierenden machen. Ταῦτα δηλώσας πρῶτον εἶμι καὶ ἐπὶ τὸν τῶνδε ἔπαινον (II 36, 4): „dies will ich zuerst darlegen, um dann auch zum Lobe der

Männer hier zu schreiten". Ὅτι Μυκῆναι μικρὸν ἦν, ... οὐκ ἀκριβεῖ ἄν τις σημείῳ χρώμενος ἀπιστοίη μὴ γενέσθαι τὸν στόλον τοσοῦτον (I 10, 1): „daß Mykene nichts Großes war, könnte man nicht als sicheres Merkmal benutzen, um zu bestreiten". Den Strategen in Sizilien warfen die Athener vor, ὡς ἐξὸν αὐτοῖς τὰ ἐν Σικελίᾳ καταστρέψασθαι δώροις πεισθέντες ἀποχωρήσειαν (IV 65, 3), „daß sie sich durch Geschenke hätten gewinnen lassen abzuziehen".

Scheinbar wird ja ein Gedanke in sein Gegenteil verkehrt, wenn, was unten war, oben zu stehen kommt; aber gerade diese Umwälzung kann dazu dienen, die enge Verbundenheit beider Glieder zu erhalten. Wer deren inneres Verhältnis verstanden hat, mag es getrost und mit völliger Freiheit durch diejenigen Mittel zu neuem Ausdruck bringen, die der eigenen Sprache gemäß sind.

IX.

Satzbau.

Der Stil ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.
Goethe.

1. Ein durchgehender Unterschied zwischen dem Stil der Griechen und Römer und unserm heutigen besteht darin, daß sie vieles in Form eines Satzes sagten, was wir durch ein abstraktes Substantiv ausdrücken. Livius VIII 27, 9: *decernitur ut societas cum Samnitibus renovaretur* „die Erneuerung des Bündnisses wird beschlossen"; ebenda 11: *nihil ultra, quam ut frustra paeniteret, restabat* „nichts weiter als vergebliche Reue blieb übrig". Im Griechischen ist es dasselbe: Xenophon Memor. II 1, 25 οὐδενὸς ἀπεχόμενος, ὅθεν ἂν δυνατὸν ᾖ τι κερδᾶναι, „indem du dich von keiner möglichen Quelle des Gewinns fernhältst". In demselben Werke I 1, 11 (οὐδεὶς πώποτε Σωκράτους οὐδὲν ἀσεβὲς οὐδὲ ἀνόσιον οὔτε πράττοντος εἶδεν οὔτε λέγοντος ἤκουσεν) können wir die Verba wenigstens im Infinitiv festhalten: „keiner hat jemals den Sokrates etwas Unehrerbietiges oder Gottloses tun sehen oder sagen hören"; aber fast natürlicher wäre uns doch das abgeschlossene Substantivum: „keiner hat von ihm eine unehrerbietige oder gottlose Handlung oder Äußerung gesehen oder gehört". Offenbar ist auch dies ein Merkmal der alternden Sprache, die schon viel erlebt hat und sich manche Bequemlichkeit gönnt: eine Verbindung von Begriffen zum Gedanken, die der jugendliche Geist erst frisch vollzog oder, wenn das schon geschehen war, doch in jedem Augenblick wieder als werdend empfand und in der Form des

Geschehens ausdrückte, verliert allmählich ihr Leben, wird dem überlieferten Besitz eingereiht und in Gestalt eines abgeleiteten Substantivs aufbewahrt. Viele Sätze mußten gebildet, gebraucht und verbraucht worden sein, ehe Substantiva wie Begutachtung, Veranstaltung, Bereitwilligkeit entstehen konnten, ganz zu schweigen von modernsten Ungetümen wie Vergesellschaftung, Wissenschaftlichkeit, Beanlagung.

Die erstarrten Denkoperationen, die in solchen Wörtern zusammengefaßt sind, bieten der abstrakten Verstandesarbeit handliches Material — das hatte schon die Rhetorik der Sophisten erkannt —; aber sie tun das ihre dazu, um der Sprache den Hauch des Ursprünglichen zu nehmen. Und indem sie es auch dem Schwätzer möglich machen scheinbar etwas zu sagen, dadurch daß er die inventarisierten Gedanken früherer Menschen hin- und herschiebt, bedrohen sie einen Stil, der noch in der Bildung begriffen ist, mit ernster Gefahr. Was über diese Gustav Rümelin in einer seiner letzten akademischen Festreden[57]) gelehrt hat, sollte niemand, der deutsche Aufsätze oder Übersetzungen zu korrigieren hat, ungelesen lassen. Namentlich bieten die letzteren einen Anhalt, um dem Prozeß der Erstarrung entgegenzuarbeiten und die Lernenden dahin zu bringen, daß sie sich des Zusammenhanges zwischen ihren Vorstellungen unmittelbar bewußt werden und ihn mit eignen Worten aussprechen. Man darf sie nur nicht in dem Glauben erhalten, daß es unbedingt erwünscht sei einen Nebensatz in ein deutsches Verbalsubstantiv zusammenzudrängen, muß sie vielmehr auf die Umstände achten lehren, unter denen es richtiger ist die Ausdrucksweise der Vorlage nachzuahmen (vgl. S. 16). *Cum multa crudeliter avareque fecisset, petiit a Pharnabazo* (Cornel. Lys. 4, 1) wird in einem vielgebrauchten Schulbuch übersetzt: „nach mancher grausamen Tat usw." Es heißt aber vollständig: *cum Lysander praefectus classis in bello multa crudeliter avareque fecisset deque his rebus suspicaretur ad cives suos esse perlatum, petiit a Pharnabazo.* Sollen wir nun sagen: „Da Lysander nach mancher grausamen und habsüchtigen Tat als Führer der Flotte

im Kriege vermutete usw.“? Dann schweben „als Führer“ und „im Kriege“ in der Luft oder lehnen sich an „vermutete“ an: das Verständnis wird erschwert. Also besser: „Da Lysander als Führer der Flotte im Kriege vielfach grausam und habsüchtig gehandelt hatte und vermutete“. Ἐὰν δέ ποτε γένηταί τίς ὑποψία σπάνεως ἀφ᾽ ὧν ἔσται ταῦτα, sagt die Κακία zu Herakles (Mem. II 1, 25), und man könnte vorschriftsmäßig verdeutschen: „sollte jemals die Befürchtung eines Mangels an Mitteln zu solchen Freuden eintreten“. Das ist abscheulich; wir müssen die verbale Form des Gedankens, die an der einen Stelle verschwindet, an der andern wieder hervortreten lassen: „sollte jemals die Befürchtung aufkommen, daß die Mittel zu solchen Freuden mangeln könnten“. —

Den Mißbrauch der Substantiva zu vermeiden werden die Schüler sich um so eher gewöhnen, wenn sie daran erinnert werden, daß es eben doch auch Fälle genug gibt, in denen ein einzelnes Wort der fremden Sprache im Deutschen durch einen Satz umschrieben werden kann oder gar muß. Etwas Besonderes ist es allerdings, wenn der Autor mit bewußter Künstelei die Substantiva gewählt hat, wie dies Thukydides von seinen Lehrern übernommen hat. Ἀθρόᾳ τῇ δυνάμει ἡμῶν οὐδείς πω πολέμιος ἐνέτυχε διὰ τὴν τοῦ ναυτικοῦ τε ἅμα ἐπιμέλειαν καὶ τὴν ἐν τῇ γῇ ἐπὶ πολλὰ ἡμῶν αὐτῶν ἐπίπεμψιν (II 39, 3): „Versammelt hat unsere Macht noch kein Feind je getroffen, wegen unsrer gleichzeitigen Fürsorge für die Flotte und unsrer vielfachen Selbstaussendung zu Lande“. So wird man versuchen nachzubilden, was auch in der fremden Sprache den Eindruck des Gewaltsamen macht[58]). Anders, wo ein griechisches oder lateinisches Substantiv der ungesuchte Ausdruck für einen Vorgang oder eine Wirkung ist, wir nur zufällig keine ganz entsprechende Vokabel besitzen, d. h. keine, die in substantivischer Form den Begriff des Verbums gleich lebendig bewahrt hätte. Für ἔργον bei Homer fanden sich eine Menge deutscher Synonyma; aber für εἴσιδεν ἔργον ἀεικές (Ξ 13) müssen wir wohl sagen: „er sah wie Unwürdiges geschah“.

Μίασμα χώρας im König Ödipus (97) ist „was das Land befleckt“; πᾶν μίασμα τοῦ τεθνηκότος ebenda (313): „alles, was durch den Toten befleckt ist“. *Irritatio animorum ea prima fuit*, schreibt Livius (XXXI 14, 10), und wir sagen: „dies war das erste, was die Gemüter aufregte“. Öfter wird solche Umformung bei Tacitus nötig werden, der die abstrakten Substantive liebt, wo es denn doch wichtiger ist die Knappheit des Ausdruckes zu erhalten als die nominale Form: *ambitu remanendi aut eundi* „da man intrigierte um zu bleiben oder zu gehen“ (Hist. I 19). Warum in der Einleitung zu Sallusts Catilina (3, 2) *scriptor* nicht gut als „Schriftsteller“ ins Deutsche übergehen kann, wurde früher erklärt. Die Nomina dieses Typus bedürfen öfter einer ähnlichen Umformung; z. B. (Aen. VI 529) *hortator scelerum Aeolides:* „dessen Beruf es ist zum Frevel zu raten“.

Absolute Participialkonstruktionen dehnen sich oft im Deutschen zu Sätzen aus. Hervorgegangen sind sie ja aus dem adverbialen Gebrauch der Kasus, die lateinische aus dem Ablativus modi, temporis, causae; und wo dieser Ursprung noch erkennbar ist, wäre die Übersetzung durch einen entsprechenden präpositionalen Ausdruck an sich das Natürliche. Aber sie ist nicht immer möglich. *Insignis fide et amisso per vulnus oculo paucis ante annis duce Tiberio:* „durch den Verlust des Auges“ geht nicht an; denn was soll dann aus den angehängten Bestimmungen werden? Wir müssen uns zum Bau eines Satzes entschließen, wo denn bloß noch dessen Anknüpfung — „dadurch daß“ — daran erinnert, wie der Abl. absol. im Grunde ein adverbial gebrauchtes Nomen mit Attribut ist, also die Anwendung des Particips in ihm von der im Participium coniunctum nicht wesentlich verschieden[59]). Livius schildert XXXI 34, 4 den schrecklichen Eindruck, den der Anblick der im Kampf mit den Römern Gefallenen auf die Soldaten des Königs von Macedonien machte: *postquam gladio Hispaniensi detruncata corpora, bracchiis cum humero abscisis, . . . viderunt.* „Durch das spanische Schwert verstümmelte Leiber“ ließe sich sagen; aber

dann fehlt ein Anhalt für die genauere Beschreibung, ganz ähnlich wie bei jenem *amisso oculo.* Ein andermal ist der Zusatz, den wir mit hereinziehen müssen, auch im Lateinischen ein ganzer Satz; z. B. in demselben Buche 22, 3: *quamquam per praetorem prope debellatum erat, consul quoque C. Aurelius profectus in Galliam victorem exercitum a praetore accepit.* Während an der vorher angeführten Stelle das Attribut in einen Relativsatz verwandelt wurde („Leiber, die verstümmelt waren, indem ..."), mag hier sein Inhalt als Hauptsatz koordiniert werden, um dem Gedanken *quamquam debellatum erat* das Gleichgewicht zu halten und zu verhüten, daß der konzessive Vordersatz auf das nachfolgende Hauptverbum (*exercitum a praetore accepit*) bezogen wird. Bei Homer werden wir die vielen Participia, die aufgelöst werden müssen, in der Regel parataktisch anfügen und die schleppenden „nachdem" und „indem" vermeiden: προχόῳ ἐπέχευε φέρουσα „brachte Wasser und goß es auf". Doch kommt es auch vor, daß das Particip als solches erhalten werden muß, wenn der Sinn nicht leiden soll, z. B. so in dem Wunsche des Zeus (O 49 f.): εἰ μὲν δὴ σύ γ' ἔπειτα, βοῶπις πότνια Ἥρη, ἶσον ἐμοὶ φρονέουσα μετ' ἀθανάτοισι καθίζοις. Das grammatische Hauptverbum hat kein eigenes Gewicht; auch durch Verwandlung in einen abhängigen Satz — nach bekannten Mustern (S. 113 f.) — würde es zu stark herausgearbeitet werden. Ähnlich, aus ganz anderem Gebiete, Tuscul. V 21, 61: *ad mensam eximia forma pueros delectos iussit consistere eosque nutum illius intuentes diligenter ministrare.* „Sollten auf seinen Wink hinsehen und bedienen", das würde hier so wenig stimmen wie etwa eine entsprechende Übersetzung in der ähnlichen Stelle aus Livius (S. 113); vielmehr: daß sie „seines Winkes gewärtig aufmerksam bedienten". Sehr häufig kann ein Participium gar nicht richtig übersetzt werden ohne klare Anschauung des sachlichen Zusammenhanges; und so wird umgekehrt diese gefördert, indem man nach dem treffenden deutschen Ausdruck sucht. Davon wird noch weiter die Rede sein (S. 132).

2. Die Verwandlung des Particips in einen Nebensatz kann mit einer anderen Verschiebung der Konstruktion verbunden sein. Wenn wir bei Tacitus lesen, Ann. VI 2 [8]: *crediderat epistulae subsidio sibi alterum ex consulibus poscentis*, so übersetzen wir: „dem Briefe, in dem jener forderte“, und haben ein Beispiel einer der beiden Erscheinungen, die im vorigen Kapitel (VIII 1) besprochen wurden: ein abhängiges Glied bleibt unselbständig, sucht aber eine andere Beziehung auf, durch die es sich regieren läßt. Einen Relativsatz, der aus stilistischen Gründen vom Nachsatz einer Periode losgelöst und mit dem Vordersatz verbunden wurde, haben wir früher in einer Stelle aus Xenophon gefunden (S. 100 f.). Auch die Art des Satzes kann eine andere werden. Was Cicero pro Mil. 7, 17 kondizional einführt (*Nisi forte magis erit parricida, si qui consularem patrem quam si quis humilem necaverit*), werden wir relativisch unterordnen: „wer als Sohn einen gewesenen Konsul tötet“. Viel häufiger ist das Umgekehrte, daß Relativsätze bei der Übertragung ins Deutsche ihre Form ändern und nun durch eine Konjunktion eingeleitet werden: κυνηγέται οἵ τε καθ' ὕλην ἄλγεα πάσχουσιν (ι 120 f.) „wie sie im Walde Beschwerden erdulden“; οἵ τε κάτ' αἶσχος ἔχευε καὶ ἐσσομένῃσιν ὀπίσσω θηλυτέρῃσι γυναιξί, καὶ ἥ κ' εὐεργὸς ἔῃσιν (λ 433 f.) „auch wenn eine brav ist“; *se missum a Crasso, qui Catilinae nuntiaret* (Sallust 48, 4) „um dem Catilina zu melden“. Aus der ganzen Fülle derjenigen Relativsätze, die konsekutiven, kausalen, konzessiven, hypothetischen, finalen Sinn haben, würde ein großer Teil hierher zu ziehen sein. Das Gemeinsame ist überall, daß der im Relativsatz enthaltene Gedanke sein attributives Verhältnis aufgibt und in ein adverbielles eintritt, nicht mehr einem nominalen Begriff zur Bestimmung dient, sondern auf den ganzen Satz, auf die in ihm ausgesagte Handlung bezogen wird.

Auch der zweiten der im vorigen Kapitel beschriebenen Veränderungen begegnen wir hier wieder: daß regierendes und abhängiges Glied ihre Plätze tauschen. In dem Satze des Sallust: *ille vera via nititur, huic quia bonae artes desunt, dolis*

atque fallaciis contendit (Catil. 11, 2), ist es wieder die bedeutende Anordnung der Begriffe, die uns nötigt die Konstruktion aufzugeben: „diesem fehlen die guten Eigenschaften, so daß er mit List und Trug arbeitet“. Eine ähnliche rhetorische Wirkung retten wir bei Vergil Aen. V 144 f. *(non tam praecipites biiugo certamine campum corripuere ruuntque effusi carcere currus)*, wenn wir, das grammatische Verhältnis umkehrend, sagen: „So stürzen nicht die Wagen vorwärts, wenn sie im Wettkampf mit dem Zweigespann das Feld hinter sich gerissen haben und nun aus den Schranken ergossen dahinstürmen“. Nicht ganz so stark ist das Gewicht des untergeordneten Gedankens etwa in dem Satze (bell. civ. III 7, 2): *sed neque illi sibi confisi ex portu prodire sunt ausi* . . .; aber auch hier trägt er den Ton, und das deuten wir dadurch an, daß wir ihn in den Hauptsatz bringen: „jene trauten sich nicht so viel zu, daß sie gewagt hätten aus dem Hafen hervorzukommen“. An und für sich könnte man ja gerade in lateinischer Syntax erwarten, daß die Hauptsache auch im Hauptsatz gesagt sein wird; aber nicht selten ist sie im grammatischen Verhältnis herabgedrückt und dafür durch Wahl des Ausdrucks und Wortstellung um so wirksamer hervorgehoben: das müssen wir dann empfinden und die gleiche Wirkung zu erreichen suchen, wenn auch die Mittel dazu andre werden.

Besonders häufig sind die Fälle, in denen ein Nebensatz dadurch erhöht wird, daß er die Handhabe bietet, mittels deren zugleich sein regierender Satz in einen dritten relativisch eingehängt ist. Viele Beispiele dieser Art können wir überhaupt nicht nachahmen und müssen dann die grammatische Verbindung ganz fallen lassen; so Tuscul. I 17, 39: *errare malo cum Platone, quem tu quanti facias scio et quem ex tuo ore admiror, quam cum istis vera sentire:* „Lieber will ich mit Plato irren (ich weiß wie hoch du ihn stellst und bewundere ihn in deinem Munde) als mit jenen Leuten das Richtige meinen“[60]. Aber es liegt auch oft so, daß wir die Konstruktion im ganzen bewahren können, nur eben innerhalb des relativen Einsatzes das

Gewicht verlegen müssen. Eine vielfach verwertete Musterstelle ist de orat. I 28, 126: *quod a te dictum est esse permulta, quae orator nisi haberet a natura, non multum a magistro adiuvaretur*, „es gebe viele Eigenschaften, die der Redner von Natur besitzen müsse, wenn er von einem Lehrer überhaupt Nutzen haben wolle“. Das ist eben die Umformung, die uns der Schluß des vorigen Kapitels an Participien gezeigt hat. Und ganz natürlich wurde die Neigung, einen Hauptbegriff äußerlich zu participialer Form herabzudrücken, dadurch befördert, daß nun mit seiner Hilfe der ganze schon zusammengesetzte Gedanke als Relativsatz untergeordnet oder als Frage hingestellt werden konnte; der Verlust an Gewicht wurde dabei durch die bedeutende syntaktische Funktion, die das Particip übernahm, reichlich wieder ausgeglichen. Civilis sucht die Gallier aufzuwiegeln: *admonebat malorum, quae tot annis perpessi miseram servitutem falso pacem vocarent* (Histor. IV 17): „er erinnerte sie an die Leiden, die sie in so vielen Jahren erlitten hätten, um endlich eine elende Knechtschaft fälschlich Frieden zu nennen“. Lykurg ruft den Athenern die Taten ihrer Vorfahren ins Gedächtnis: οἷς παραδείγμασι χρώμενοι βέλτιον βουλεύσεσθε (κατὰ Λεωκρ. 83) „die ihr als Beispiele benutzen mögt, um dann besser zu beschließen“. Τί ἂν παθόντες δίκην τὴν ἀξίαν εἴησαν τῶν ἔργων δεδωκότες; so fragt Lysias entrüstet (12, 82): „was müßten sie erleiden, um würdige Buße ihrer Taten geleistet zu haben?“ Τί μαθών, τί παθών in selbständigen wie in abhängigen Fragen haben, bei Homer schon beginnend (Λ 313), einen beliebten Typus gebildet.

Aus dem Gebiete des anderen Verbalnomens sind von verwandter Art die zahllosen Infinitivsätze, die von Verben des Sagens oder Denkens abhängen, deutsch aber gern zu selbständigen Sätzen erhoben werden mit einem eingeschobenen „wie man erzählt, wie er glaubte, dem Vernehmen nach“. Dies wird oft sogar notwendig sein, und zwar dann, wenn der im Lateinischen abhängige Gedanke das enthält, was dem Zusammenhang nach die Hauptsache ist; in einem Satze wie bei

Sallust Catil. 15, 2 kann man deutsch nicht anders als das regierende *pro certo creditur* unterordnen. Schon Tertianer wissen solche Umformung ganz geschickt vorzunehmen; es gilt nur wieder zu verhüten, daß die Gewohnheit nicht zur Tyrannin werde und durch mechanische Gleichmacherei das individuelle Leben von Gedanken und Sprache unterdrücke. Die wörtliche Übersetzung muß neben der freien geläufig erhalten werden, damit man jederzeit ohne weiteres auf sie zurückgehen könne. So bei Vergil Aen. IV 597 f., wo Dido über den Wortbrüchigen spottet: *en dextra fidesque, quem secum patrios aiunt portare penates,* „das ist die Treue dessen, von dem man erzählt [sie glaubt es nicht mehr], daß er die heimatlichen Götter mit sich führe“. Noch unmöglicher wäre ein „wie man erzählt“ in folgendem Beispiel. Livius hat die Zahl der am Trasumennus Gefallenen angegeben und fährt fort (XXII 7, 3 f.): *multiplex caedes utrimque facta traditur ab aliis; ego Fabium potissimum auctorem habui.* „Daß ein vielmal größerer Verlust stattgefunden habe, wird von anderen überliefert; ich habe . . .“. Wie vorher Dido so will hier der Schriftsteller eine falsche Angabe zurückweisen; eben dagegen, daß sie von anderen verbreitet wird, richtet sich sein Widerspruch: so erhält der Begriff des Sagens, Behauptens eine Wichtigkeit, der auch im Deutschen nur die Form des regierenden Satzes genügt. Die Mahnung ist nicht überflüssig. Ἐπιστάμεθα Μυσούς, οὓς οὐκ ἂν ἡμῶν φαίημεν βελτίους εἶναι, οἳ βασιλέως ἄκοντος ἐν τῇ βασιλέως χώρᾳ πολλάς τε καὶ εὐδαίμονας καὶ μεγάλας πόλεις οἰκοῦσιν (Anab. III 2, 23), das kann man übersetzen hören: „die, wie wir sagen würden, nicht besser sind als wir“, anstatt: „von denen wir nicht zugeben würden, daß sie besser seien“. Stärkere Betonung des regierenden Verbum dicendi kann auch davon kommen, daß dem, was jemand sagt, das was er tut entgegengestellt wird. Lysias (12, 80) warnt die Richter des Eratosthenes: μηδ᾽ ὧν φασὶ μέλλειν πράξειν πλείω χάριν αὐτοῖς ἴστε ἢ ὧν ἐποίησαν ὀργίζεσθε. Das heißt nicht: „für das was sie ihrer Aussage nach leisten wollen“, sondern: „hütet euch mehr Dank

zu empfinden für das, was sie zu leisten versprechen, als Zorn über das, was sie getan haben". Jeder einzelne Fall verlangt eben seine besondere Beurteilung.

3. Bei allen bisher geschilderten Umwandlungen blieb der Gesamtbestand eines jeden Satzes unvermindert; das wird anders, wenn wir uns veranlaßt sehen eine Periode in mehrere selbständige Stücke zu zerlegen. Unter allen Kunstgriffen, die beim Übersetzen angewandt werden, ist dies wohl der geläufigste; allein die Fälle, in denen *etsi* — *tamen* durch „zwar — aber" ersetzt wird, machen eine stattliche Menge aus. Die lateinische Sprache ist eben viel mehr als die unsrige geneigt, den inneren Zusammenhang, der zwischen einer Gruppe von Gedanken besteht, dadurch auszudrücken, daß sie diese alle zu einer grammatischen Periode zusammenfaßt, in der dann jeder einzelne den Platz und die Rangstellung erhält, die seiner sachlichen Bedeutung entspricht. Beides läßt sich im Deutschen viel weniger gut vereinigen. Wiederholt mußten wir (S. 91 f., 101), um eine für das Verständnis wirksame Reihenfolge der Begriffe festzuhalten, die Teile aus dem Verhältnis von Herrschaft und Unterordnung lösen und wie gleichberechtigte nebeneinander stellen; es kommt aber auch vor, ja es ist vielleicht das Häufigere, daß Konstruktion und Wortstellung zugleich aufgegeben werden, wo es dann vollends der Überlegung bedarf, um das, was an straffer Gliederung der Gedanken durch die parataktische Satzfügung verloren geht, auf anderem Wege wieder einzubringen. Die Schüler sind gar zu geneigt, besonders Participialkonstruktionen einfach in selbständige Sätze aufzulösen und dem regierenden Satze gleichzustellen; sie bedenken nicht, daß die grammatische Unterordnung doch in der Regel der Ausdruck dafür ist, wie ein Gedankenglied auch logisch und sachlich dem anderen dient, sei es als Vorbereitung oder als Ausmalung, als Begründung oder als hebender Gegensatz. Durch ein „dann, so, hier, dadurch, dabei, daher, deshalb, doch, aber, trotzdem", das dem nachstehenden von zwei nun koordiniert erscheinenden Sätzen

hinzugefügt wird, läßt sich das innere Verhältnis meist auch im Deutschen bezeichnen.

Eine besondere Gruppe bilden die Fälle, wo der Name der handelnden Person, an die Spitze einer längeren Periode gestellt, sofort ankündigt, wovon die Rede sein wird, während wir, falls wörtlich übersetzt werden soll, genötigt sind ihn mitten hinein zu schieben und so den Überblick zu erschweren. Das läßt sich vermeiden, wenn man aus den die Periode einleitenden Begriffen einen kurzen selbständigen Satz zusammenfassenden, vorbereitenden Inhaltes bildet. Schon der Anfänger empfindet diesen Vorteil, wenn ihm etwa bell. Gall. I 22 so zurecht gelegt wird (*Labienus, ut erat ei praeceptum a Caesare, ne proelium committeret, nisi ipsius copiae prope hostium castra visae essent, ut undique uno tempore in hostes impetus fieret, monte occupato nostros exspectabat proelioque abstinebat*): „Labienus tat wie ihm von Cäsar befohlen war. Er sollte erst, wenn dessen Truppen sich in der Nähe des feindlichen Lagers zeigten, den Kampf eröffnen, damit von allen Seiten zugleich der Angriff auf die Feinde erfolge; so besetzte er nur den Berg, erwartete dann die Unsrigen und enthielt sich des Kampfes". — Geübtere Leser, denen Livius und Sallust geboten werden, mögen sich selber helfen; z. B. Iug. 13, 5: *Tum Iugurtha patratis consiliis, postquam omnis Numidiae potiebatur, in otio facinus suum cum animo reputans timere populum Romanum, neque advorsus iram eius usquam nisi in avaritia nobilitatis et pecunia sua spem habere.* „So sah Iugurtha seine Pläne verwirklicht. Aber seit er sich im Besitze von ganz Numidien befand, hatte er Muße seine Tat bei sich selbst zu erwägen; er fürchtete jetzt das römische Volk und hatte im Hinblick auf dessen Zorn keine andere Hoffnung, als die auf der Habsucht der Nobilität und seinem Gelde beruhte". — Ähnlich ebd. 74, 1 (wo derselbe Kunstgriff angewendet werden kann, den wir S. 102 zu Catil. 51, 5 kennen gelernt haben): *Eodem tempore Iugurtha amissis amicis, quorum plerosque ipse necaverat, ceteri formidine pars ad Romanos alii ad regem Bocchum profugerant, cum neque bellum*

geri sine administris posset et novorum fidem in tanta perfidia veterum experiri periculosum duceret, varius incertusque agitabat. „Was tat zur selben Zeit Iurgurtha? Nach Verlust seiner Freunde, welche er großenteils selber getötet hatte, während die übrigen aus Furcht, ein Teil zu den Römern, andere zum König Bocchus geflohen waren, war es nicht möglich Krieg zu führen ohne Mithelfer; auch hielt er es für gefährlich bei so großer Treulosigkeit der alten die Treue neuer Freunde zu erproben: so schwankte er völlig unschlüssig hin und her."

Sallust ist überhaupt unter den römischen Historikern der kunstvollste im Aufbau der Sätze, am weitesten dem Livius überlegen. Er bindet nicht leicht Gedanken zu einer Periode, die nicht auch sachlich eng zusammengehören und sich um einen deutlichen Hauptgedanken gruppieren; zuletzt erscheint die Ordnung und Verknüpfung der Sätze wie ein natürliches Bild der Verhältnisse, in denen die Dinge selber sich wechselseitig stützen und hindern. Dieser Vorzug des Sallust hat darin seinen einleuchtenden Grund, daß er eine lebendige Anschauung von den Vorgängen besaß, die er erzählen wollte, und immer danach strebte, auch den inneren Zusammenhang der Ereignisse zu verstehen. Diesem Verständnis sollen wir nachgehen, und dann von ihm aus auf eigne Hand den Gedanken aufbauen. Auch im Deutschen gibt es, wie wir gesehen haben, Mittel, um die Teile zusammenzuhalten und das, was grammatisch auseinanderfällt, doch noch zu einer logischen Periode zu verbinden.

Immerhin ist die parataktische Neigung unserer Sprache an sich kein Vorzug. Man schilt gern über den schädlichen Einfluß, den der deutsche Stil von der Übung des Lateinischen erfahren habe, über die schwerfälligen Perioden, in denen Gelehrte und Beamte ihre Gedanken aufzutürmen lieben. Aber man vergißt, daß das, was hier als unschöne Übertreibung erscheint, doch im Grunde eine höchst schätzbare Eigenschaft ist, und daß die Flucht vor dem einen Extrem gar zu leicht in das andere hineintreibt. Wer den Periodenbau als undeutsch

zu meiden sucht, gerät in Gefahr, auch die Kraft einzubüßen die sich in ihm betätigt, jene straffe Konzentration des Denkens, die das Verwandte erkennt und verbindet, das minder Wichtige dem Wichtigen unterordnet und durch die Fügung der Sätze ein Bild der Verhältnisse zu schaffen sucht, in denen die Tatsachen ineinander greifen. Dieser Erschlaffung, die sich hier und da schon in bedenklichem Grade bemerkbar macht, kann wieder der philologische Unterricht entgegenwirken, indem er beim Übersetzen ins Deutsche nicht allzu freigebig ist Perioden aufzulösen, vielmehr auch der eigenen Sprache in diesem Punkte etwas zumutet[61]). Vollends da muß dies geschehen, wo durch Verwandlung eines langen Satzes in eine Reihe kürzerer ein charakteristischer Eindruck zerstört werden würde, wie an der schon erwähnten Stelle bell. Gall. VI 36. Dort handelte es sich um eine Gewundenheit der Sprache, die sich bei Cäsar unwillkürlich eingestellt hatte; anderwärts kann man zweifeln, ob er nicht mit Absicht von seiner sonstigen Schlichtheit abgewichen ist. So bell. Gall. III 25, wo die Verwirrung des Kampfes geschildert wird, und noch mehr VI 43, 4—6, wo sich das Ende des Gedankens dem Leser, der es eben erreicht zu haben meint, immer wieder gerade so entzieht wie Ambiorix, von dessen Flucht erzählt wird, den nachsetzenden Reitern. Natürlich hat die Möglichkeit der Nachahmung ihre Grenzen: das Malerische dieses Berichtes hätte Köchly empfinden sollen; aber das Satzgefüge, in dem (II 25) Gefahr und rettendes Eingreifen in der Nervierschlacht beschrieben werden, läßt sich wirklich nicht als Ganzes ins Deutsche bringen. Köchly hat sechs Sätze daraus gemacht, Rothfuchs noch einen mehr[62]). Das ist nun doch wohl zu viel. Und wenn der letztgenannte zur Vergleichung die drei Perioden mit abdruckt, in denen einst seine Tertianer den Stoff gruppiert hätten, so muß ich bekennen: mir gefällt diese Form besser, als die soviel glattere in sieben Sätzen, die er von einem tüchtigen Primaner meint verlangen zu können. Der Leser soll hier durch die Fülle der Mitteilungen ebenso bedrängt werden,

wie am Schlachttage der Feldherr durch die Menge der Schwierigkeiten und Gefahren.

4. Wer unsrer Fürsprache für den deutschen Periodenbau doch noch zweifelnd gegenübersteht, möge sich der nicht ganz wenigen Fälle erinnern, in denen gerade erst im Deutschen ein Satz einem andern untergeordnet wird, dem er in der lateinischen oder griechischen Vorlage gleichstand. Sallust schreibt z. B. (Iug. 98, 3): *Marius collis duos propinquos inter se occupat, quorum in uno castris parum amplo fons aquae magnus erat, alter usui opportunus, quia magna parte editus et praeceps pauca munimenta quaerebat.* Uns wäre es unbequem, die beiden parallelen Glieder durch „deren“ oder „von denen“ zusammenzuhalten; wir machen daher das zweite abhängig und sagen: „von denen der eine eine starke Quelle enthielt, während der andere bequem zu benutzen war“. Diese Unterordnung des zweiten von zwei parallelen Gliedern kann bei längeren Perioden geradezu notwendig werden, weil die Parataxe im Deutschen dann nicht stark genug ist, um einen vom Anfang weit abstehenden Gedanken unter der Herrschalt eines vorausgehenden gemeinsamen Begriffes festzuhalten. Der Begriff, der alles Folgende zusammenfaßt, kann eine Negation sein oder ein regierendes Verbum, ein Fragewort oder eine Konjunktion. Sokrates fragt den Kallikles (Gorg. 502 E): Πότερόν σοι δοκοῦσι πρὸς τὸ βέλτιστον ἀεὶ λέγειν οἱ ῥήτορες, τούτου στοχαζόμενοι ὅπως οἱ πολῖται ὡς βέλτιστοι ἔσονται διὰ τοὺς αὐτῶν λόγους, ἢ καὶ οὗτοι, πρὸς τὸ χαρίζεσθαι τοῖς πολίταις ὡρμημένοι καὶ ἕνεκα τοῦ ἰδίου τοῦ αὑτῶν ὀλιγωροῦντες τοῦ κοινοῦ, ὥσπερ παισὶ προσομιλοῦσι τοῖς δήμοις, χαρίζεσθαι αὐτοῖς πειρώμενοι μόνον, εἰ δέ γε βελτίους ἔσονται ἢ χείρους διὰ ταῦτα οὐδὲν φροντίζουσιν; Hier kann wieder die Unterordnung mit „während“ dazu dienen, das letzte kurze Glied (εἰ δέ γε βελτίους κτλ.) mit in die Frage hereinzuziehen. Man kann aber auch anders helfen: „oder steht es so, daß auch diese, nur darauf ausgehend den Bürgern gefällig zu sein und um ihres lieben Ich willen das Ganze gering achtend, wie Kinder die Gemeinden

behandeln, nur bemüht ihnen gefällig zu sein, ob sie aber besser dadurch werden oder schlechter gar nicht bedenken?"

Diese Zusammenfassung eines etwas verwickelten Gedankens unter eine vorausgestellte Handhabe, mit der man ihn regieren kann, hatten wir schon an einer Tacitus-Stelle, wo es auf diese Weise gelang, ebenfalls in einer Frage das Hauptverbum auch im Deutschen ans Ende zu bringen (S. 97). Unter Umständen wird solche Umformung nur als Zwischenstufe benutzt werden, um, wenn mit ihrer Hilfe der Sinn recht erfaßt ist, von ihr aus zu einem treffenden deutschen Ausdruck zu gelangen. So, in einem ganz kurzen Satze, bei der Negation. In Solons Worten (Ἀθ. πολ. 12, 3; Wilamowitz Leseb. 50, 13) ἄλλα δ' οὐ μάτην ἔερδον gehört οὐ natürlich nicht zu μάτην, aber auch nicht zu ἔερδον, sondern zum ganzen Gedanken. Und welcher Gedanke ist es, den der dichtende Staatsmann ablehnt? — daß er zwecklos versucht habe andres zu vollbringen. Also: „ich war nicht so töricht andres zu unternehmen", Homer erzählt von zwei Söhnen eines Traumdeuters, die von Diomedes erschlagen werden: τοῖς οὐκ ἐρχομένοις ὁ γέρων ἐκρίνατ' ὀνείρους (E 150). Die Beziehung der Negation macht wieder Mühe: οὐκ ἐρχομένοις, aber doch ἐκρίνατο, geht nicht; οὐκ ἐκρίνατο, aber positiv ἐρχομένοις, geht auch nicht. Sondern: „es geschah nicht, daß der Alte den Heimkehrenden Träume erklärte". Und nun erst deutsch — mit Auflösung der Klammer, wie es mathematisch heißen würde —: „sie kehrten nicht heim, der Alte legte ihnen keine Träume mehr aus".

Hier gab es zuletzt doch wieder Gleichstellung, dem Sinn entsprechend; wir wollten aber zeigen, wie es gerade im Deutschen geboten sein kann von vorliegender Parataxe abzuweichen. Wenn diese bei Homer ganz gewöhnlich auch da angewendet wird, wo für den Gedanken das eine Glied ein entschiedenes Übergewicht hat, so werden wir die schlichte Anordnung der Gedanken, die für den alten Dichter so charakteristisch ist, nach Möglichkeit beibehalten. Ἐκ τοῦ δὴ

Ὀδυσῆα Ποσειδάων ἐνοσίχθων οὔ τι κατακτείνει, πλάζει δ' ἀπὸ πατρίδος αἴης (α 74 f.) übersetzen wir nicht: „seitdem läßt Poseidon den Odysseus, wenn er ihn auch nicht tötet, doch fern von seinem Vaterlande umherirren"; das wäre logisch richtig, aber durch die vorausschauende Periodisierung unhomerisch. Vielmehr etwa: „seitdem läßt Poseidon den Odysseus — nicht sterben, aber umherirren"; die Pause vor „nicht" deutet eine überraschende Wendung des Gedankens an, wie sie im Griechischen wirklich empfunden wird[63]). Auch im Drama kann manchmal wirksame Betonung noch ausreichen, um ein inneres Verhältnis hervortreten zu lassen. Ἐγὼ δ', ἐπειδὴ δόξα τῇδ' ἐπεστράφη, αὐτός τ' ἔδησα καὶ παρὼν ἐκλύσομαι (Antig. 1111 f.), so sagt Kreon. Und wir verstehen: „Doch ich, weil der Entschluß sich so gewendet hat, — ich selbst habe sie gefesselt, so will ich auch hingehen sie zu lösen". Anders in Prosa, z. B. bei Xenophon Memor. II 7, 11: οὕτω μοι δοκεῖς καλῶς λέγειν, ὦ Σώκρατες, ὥστε πρόσθεν μὲν οὐ προσιέμην δανείσασθαι, εἰδὼς ὅτι .... οὐχ ἕξω ἀποδοῦναι, νῦν δέ μοι δοκῶ εἰς ἔργων ἀφορμὴν ὑπομενεῖν αὐτὸ ποιῆσαι. Verkehrt wäre es und wohl durch keine Kunst des Vortrages zu retten, wenn man sagen wollte: „dein Vorschlag leuchtet mir so sehr ein, daß ich früher nicht borgen wollte, jetzt aber es tun werde"; es muß heißen: „daß, während ich früher mir nicht beikommen ließ Geld zu borgen, ich jetzt meine, daß ich mich dazu entschließen werde, um ein Betriebskapital zu bekommen". Noch unentbehrlicher, weil wuchtigere Gedanken zu bewältigen sind, ist dieselbe Umformung oft bei Thukydides. Vielfach hat man das schon beachtet; doch noch manche scheinbare Unklarheit kann von hier aus beseitigt werden. Z. B. am Schluß des Proömiums (I 23, 6): Τὴν μὲν γὰρ ἀληθεστάτην πρόφασιν, ἀφανεστάτην δὲ λόγῳ, τοὺς Ἀθηναίους ἡγοῦμαι μεγάλους γιγνομένους καὶ φόβον παρέχοντας τοῖς Λακαδαιμονίοις ἀναγκάσαι ἐς τὸ πολεμεῖν· αἱ δ' ἐς τὸ φανερὸν λεγόμεναι αἰτίαι αἵδε ἦσαν ἑκατέρων κτλ. „Denn wenn ich auch den wahrsten Vorwand, der aber in Worten am wenigsten hervortrat, darin

sehe, daß die Athener, zur Größe sich erhebend und den Lakedämoniern Furcht einflößend, zum Kriege gezwungen haben, so waren doch die öffentlich ausgesprochenen Ursachen folgende von beiden Seiten, auf Grund deren sie den Vertrag lösten und in den Krieg eintraten“. Das gleiche Gedankenverhältnis liegt dem ganzen 22. Kapitel zugrunde, das dadurch erst seinen Anschluß an 21, den man vermißt hat, gewinnt: „Und wenn ich auch die Reden sehr frei behandelt habe, so bin ich doch bei Feststellung der Tatsachen mit größter Genauigkeit verfahren“.

5. Wo Fälle dieser Art dem Übersetzer eine Aufgabe stellen, heißt sie nicht „auflösen“ sondern „zusammenfassen“. Eine innere Beziehung, die von einer nach Herrschaft ringenden Sprache nicht klar herausgearbeitet worden ist, soll er aus dem Hintergrunde hervorholen und ans Licht stellen in den geläufigen Formen modernen Denkens, über die unsere Sprache verfügt. Daß wir deren Geist nicht verkennen, mag vor allem Homer uns warnen, zu dem wir noch einmal zurückkehren; denn der seinigen ist sie an konstruktiver Kraft ebenso überlegen, wie sie hinter der Syntax eines Demosthenes oder Cicero zurücksteht. In zwangloser Folge, wie die einzelnen Gedanken in das Bewußtsein des Sängers eintreten oder sich eindrängen, so werden sie vorgetragen, immer wieder durch das farblose δέ einer an den andern gereiht. Natürlich darf man nicht meinen, der Dichter und seine Zuhörer hätten die mannigfachen logischen Beziehungen nicht empfunden; durch Gebärde und Betonung mochten sie sich Ausdruck verschaffen: nur um in grammatischer Form fixiert zu werden, dazu waren sie noch nicht klar genug erkannt. Beim Übersetzen können wir doch oft nicht anders, als das, was unsere Sprache schärfer zu erfassen gewohnt ist, auch bei Homer etwas derber anfassen und ein wenig vergröbern; damit kommen wir dem Eindruck, den die griechischen Hörer empfingen, immer noch näher, als wenn wir in bleierner Eintönigkeit jedes δέ mit „aber“ oder, noch jämmerlicher, mit jenem „nun“ wieder-

geben wollten, das in der Regel da sich einstellt, wo der Redende zu bequem ist sich das Verhältnis der Gedanken klar zu machen[64]). Wir müssen erst die umgebenden Worte zu verstehen suchen, die Art des Zusammenhanges erkennen und dann diejenige deutsche Konjunktion wählen, die ihm entspricht. „So sprach er, Pontonoos aber mischte den honigsüßen Wein“ (ν 53): daß das falsch ist, begreift jeder leicht; denn was kann man von dem Herold anders erwarten, als daß er den Befehl des Königs ausführt? Also: „so sprach er, *und* Pontonoos mischte“. Ägisthos gehorchte dem Hermes nicht (α 43), νῦν δ' ἁθρόα πάντ' ἀπέτισεν „*drum* hat er jetzt alles auf einmal gebüßt“. Die Schüler erlangen nach einigen Wochen, wenn sie zu solcher Überlegung angeleitet werden, eine große Fertigkeit darin; und indem sie, um das richtige Wort zu finden, in den Zusammenhang einzudringen suchen, gewinnt dieser selbst für sie gesteigertes Leben. Noch ein paar Beispiele! Die Art, wie das Schiff der Phäaken durch die Wellen streicht, ist anschaulich beschrieben; dann heißt es (ν 86): ἡ δὲ μάλ' ἀσφαλέως θέεν ἔμπεδον „*so* fuhr es sicher dahin, immerfort“. Wie Telemach seine Rede in der Volksversammlung beendet hat, sagt der Dichter (β 80 f.): ὣς φάτο χωόμενος, ποτὶ δὲ σκῆπτρον βάλε γαίῃ δάκρυ ἀναπρήσας· οἶκτος δ' ἕλε λαὸν ἅπαντα: „*da* ergriff Mitleid das ganze Volk“.

Hier könnte man auch an „so daß“ denken; aber die Wirkung würde, so nebensächlich erwähnt, nicht stark genug hervortreten. Anders z. B. ι 290 inmitten einer Reihe von koordinierten Sätzen: ἐκ δ' ἐγκέφαλος χαμάδις ῥέε, δεῦε δὲ γαῖαν „floß zu Boden, *daß* es die Erde benetzte“. Und im ganzen wird es oft sich empfehlen, den Eindruck der homerischen Erzählweise, die doch einmal den Sinn ermüden könnte, dadurch zu mildern und zugleich das Verständnis des Gedankenganges zu erleichtern, daß man kleine Perioden bildet. So in der heftigen Rede des Antinoos β 85 f.: Τηλέμαχ' ὑψαγόρη, μένος ἄσχετε, ποῖον ἔειπες ἡμέας αἰσχύνων! ἐθέλοις δέ κε μῶμον ἀνάψαι: „Großsprecher, Unbändiger, was hast du da gesagt, in-

dem du uns schmähst, *weil* du uns einen Schandfleck anheften möchtest". Und später (ρ 456 f.) in den herausfordernden Worten des Bettlers an denselben Freier: ὃς νῦν ἀλλοτρίοισι παρήμενος οὔ τί μοι ἔτλης σίτου ἀποπροελὼν δόμεναι· τὰ δὲ πολλὰ πάρεστιν: „*obwohl* da vieles vor dir liegt". Daß durch solche Freiheiten der Gesamteindruck des homerischen Stiles leiden könnte, ist nicht zu fürchten, sobald man sich zur Regel macht, eine Periode nur da herzustellen, wo sie durch besonders enge sachliche Verbindung eigentlich schon gegeben ist. Dann aber gibt es kaum eine deutsche Konjunktion, die nicht gelegentlich für δέ eintreten könnte[65]); z. B. auch, um noch eine recht unwahrscheinliche zu nennen, „wenn". In dem schönen Vergleich des Menschenlebens mit dem Fallen und Sprießen der Blätter (Z 147 f.: φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη τηλεθάουσα φύει — ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη) würden wir sagen: „*wenn* die Zeit des Frühlings herankommt". Oder, wie Odysseus den Probeschuß getan hat und nun zu ernsterer Arbeit sich rüstet (χ 6 f.): νῦν αὖτε σκοπὸν ἄλλον, ὃν οὔ πώ τις βάλεν ἀνήρ, εἴσομαι, αἴ κε τύχωμι, πόρῃ δέ μοι εὖχος Ἀπόλλων: „jetzt will ich ein anderes Ziel versuchen, ob ich es treffe, *falls* Apollon mir Ruhm verleiht". —

Das Kapitel über den Satzbau hat uns länger beschäftigt als irgend eines der früheren. Zum Teil hatte dies in der äußeren Gestalt und dem Umfang der Beispiele seinen Grund, zum Teil doch auch darin, daß hier manche der vorher eröffneten Betrachtungen zusammengefaßt und abgeschlossen werden mußten. Von Vollständigkeit ist trotzdem gerade dies Kapitel besonders weit entfernt; und niemand wird sie von einer Darstellung wie der hier gebotenen erwarten. Einen anderen Vorwurf dagegen könnten manche erheben; dem zu begegnen seien wenige Worte noch hinzugefügt.

Schluß.

Fortleben der Aufgabe.

Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Gottfried Keller.

Zu festen, allgemein giltigen Gesetzen sind wir nirgends gelangt; immer wo im einzelnen ein solches gefunden zu sein schien, mußte auf ein entgegenstehendes Bedenken hingewiesen werden, das auch seine Rücksicht verlangte, auf ein Bedürfnis des Ausdrucks, das in Gefahr geriet vernachlässigt zu werden: die letzte Entscheidung blieb fast durchweg dem sprachlichen Takt überlassen. Dies ist nun freilich gerade das, was beabsichtigt war. Nicht ein System von Regeln wollten wir geben, die sich einfach und sicher überall anwenden ließen, sondern durch gewählte Beispiele eine lebendige Anschauung vom Wesen der Sprache und ihrem Verhältnis zum Denken erwecken helfen, aus der dann für jeden, der von ihr durchdrungen wäre, von selbst im einzelnen Falle ein guter Gedanke erwachsen könnte. Auch in der Einleitung wurde nichts anderes versprochen. Trotzdem konnte Tadel gegen ein solches Verfahren nicht ausbleiben; zu sehr widersprach es der heute herrschenden Denkweise, für welche überall „die“ richtige Methode das ist, was man sucht oder, kaum weniger bescheiden, gefunden zu haben meint. Oskar Jäger hat sich gelegentlich den Ausspruch eines geistreichen Franzosen angeeignet: *une langue parfaite serait la vérité même;* so könne man auch sagen, daß eine vollkommene Übersetzung das Original selbst sein würde. Gewiß;

aber wir dürfen in seinem Sinne hinzufügen: solche Vollkommenheit bezeichnet eine Grenze, der wir uns nähern sollen, die aber nie erreicht werden kann. Und es ist gut, daß es so ist; Menschen müßten sonst aufhören Menschen zu sein. So lange sie das bleiben, wird auch ihr Denken und Sprechen seinen Reiz und seinen unerschöpflichen Wert gerade in dem haben, was seine Schwäche ausmacht, in der Verschiedenheit der Auffassung desselben Gegenstandes durch verschiedene Geister. Ließe sich nicht eine Steigerung der Technik denken, durch welche es möglich wäre, daß ein so schwieriges Musikstück wie eine Beethovensche Sonate durch ein Uhrwerk fehlerlos und mit vorzüglichen Klangmitteln abgespielt würde? Aber würde der Genuß, dem zuzuhören, größer sein, als wenn Bülow dasselbe Werk vortrug? Gewiß nicht. Wir würden die künstlerische Wirkung vermissen, jenes unfaßbare Element, das zwischen Idee und Ausführung sich einschiebt, mathematisch betrachtet den Vortrag ungenau macht, ihn bald hemmt bald leise beschleunigt, den Ton dämpft oder verstärkt und eben durch solche fast unmerkliche und zum guten Teil wohl ungewollte Abweichungen den Hörer fortreißt den Sinn der Töne zu verstehen, das mitzuempfinden was der Vortragende in ihnen gefühlt hat. Einer Sprache, die nicht irren könnte, die ein unmittelbarer Abdruck der Wirklichkeit wäre, würde die Seele fehlen, so gut wie dem Lichtbild oder der Spieluhr[66]).

Die Stellung des Übersetzers zu dem Texte, den er aufleben lassen will, ist ähnlich wie die des ausübenden Musikers zu seinem Kunstwerk oder des Schauspielers zu seiner Rolle. Den beiden letzten ist es gemeinsam, daß die künstlerische Leistung mit dem Augenblicke vorüberrauscht, der sie geboren hat, und jedesmal von neuem erzeugt werden muß. Für die Kunst des Übersetzens gilt dies eigentlich nur von dem mündlichen Vortrag, und diese Vergänglichkeit verleiht der scheinbar eintönigen Arbeit des Lehrers in der Schule ein eigentümliches Leben. Immer tiefer dringt er im Laufe der Jahre in den Stoff ein, mit immer reiferem Verständnis sucht er ihn zu gestalten, immer

neue Generationen von Schülern sind es, die dazu mitwirken. Aber auch im großen erfährt doch die Nation etwas Ähnliches. Treffend bemerkt Gidionsen in der Vorrede zu seiner Übersetzung der Ars poetica (Kiel 1865): „Wenn wir wirklich den „Horaz reden lassen sollen wie einen Originaldichter, so scheint „zu folgen, daß er, um zeitgerecht zu bleiben, mit jedem Jahr„hundert anders wird reden müssen.“ Ich möchte empfehlen, gelegentlich reiferen Schülern ein schwieriges Stück, das mit ihnen durchgenommen ist, nachher nicht nur überhaupt in Übersetzung vorzulesen, sondern in mehreren Übersetzungen. Sie sind erstaunt, was für Verschiedenheiten es da gibt, kommen zum Bewußtsein des Wertes ihrer eignen Arbeit, die sie an den Dichter unmittelbar herangeführt hat, und ahnen etwas von dem Wandel der Auffassung überlieferter Gedanken und literarischer Kunstwerke. Daß die Verdeutschung eines solchen im Grunde niemals etwas Fertiges sein kann, sondern immer aufs neue werden muß, wird ihnen deutlich.

Luthers Sprache macht einen ehrwürdigen Eindruck, weil sie altertümlich ist und von der des täglichen Lebens abweicht; aber eben deshalb bedarf sie vielfach selbst erst des erklärenden Wortes. Daß zu diesem Zwecke Bücher wie das Neue Testament von Weizsäcker oder das von Stage[67]) nicht im evangelischen Religionsunterricht, vor allem solcher Schulen die kein Griechisch haben, fleißig gebraucht werden, ist ein wunderlicher Widerspruch gegen den Gedanken und das Lebenswerk dessen, der, um von Tradition und Vulgata zu befreien, den Anspruch darauf, die Bibel deutsch zu vernehmen, dem Volke erkämpfte. Ist der Wunsch zu kühn, daß ein Mann kommen möge, der, an Wissen und Gründlichkeit den beiden Genannten nicht nachstehend, zugleich in seiner Sprache vom Geiste unsrer Zeit ebenso mächtig erfüllt und dadurch ebenso befähigt wäre auf ihn zu wirken, wie Luther auf den des sechzehnten Jahrhunderts? Der Versuch der Revisions-Kommission, den alten Text heutigem Verständnis anzupassen, mußte Flickwerk bleiben; das Urteil, das Paul de Lagarde darüber gefällt

hat[68]), war wohl kaum zu hart. Mit Homer steht es, wiewohl in geringerem Grade, ähnlich. Es gehört heute zum guten Ton das Werk des wackeren Voß zu verspotten. Und das ist ja richtig: vieles darin mutet uns seltsam an; Ilias und Odyssee würden fleißiger gelesen werden, wenn es eine Übersetzung gäbe, in der wir mehr unsere eigene Sprache vernähmen. Aber ist das ein Vorwurf für den Eutiner? Vielmehr ist es zum guten Teile sein Verdienst, daß wir über ihn hinausgekommen sind; die starke Wirkung, die von ihm ausging, hat gemacht, daß er veraltete. Vielleicht ist es bald an der Zeit Homer von neuem zu übersetzen, und zwar zunächst wieder, wie Goethe einmal geraten hat, in Prosa[69]). Die Perioden wiederholen sich im Laufe der Jahrhunderte, wenn der Fortschritt in der Entwickelung der eigenen Sprache und im philologischen Verständnis der fremden stark genug geworden ist, um die Rückkehr von der höchsten Art der Übertragung zur schlichtesten zu verlangen, wo denn Arbeit und Wachstum von neuem beginnen.

In dieser Irrationalität des Verhältnisses zwischen Original und Übersetzung liegt zugleich der entscheidende Grund, weshalb wir nicht aufhören dürfen griechische und lateinische Texte zu lesen und deren selbsterarbeitetes Verständnis als wichtigsten Teil derjenigen Art von höherer Bildung zu pflegen, die sich überhaupt auf das Altertum gründet. Es heißt wohl, das sei überflüssig; denn eine gute gedruckte Übersetzung biete inhaltlich vollkommen dasselbe, nur in bequemerer Form. Das ist ungefähr so, als wenn jemand sagen wollte, es sei nicht nötig nach Italien zu reisen um Rafael und Tizian zu studieren, weil man ihre Werke in guten Kupferstichen handlicher und billiger überall haben könne. Richtig ist ja dies: wo die bunte Fülle der Farben den ungeübten Blick verwirrt, in zartester Abtönung unmerklich eine in die andere übergeht, wo im Original durch das Alter Dunkelheiten entstanden sind, da tritt der Kupferstecher als Interpret ein und gibt in klareren Strichen ein Bild dessen, was seiner Ansicht nach der Künstler hat darstellen

wollen. Aber von diesem Vermittler sind wir nun abhängig: wir sehen immer nur einen Teil der ursprünglichen Schöpfung, das was mit farbloser Zeichnung sich greifen läßt, und auch dies nicht mit eignen Augen, sondern so wie ein andrer es gesehen hat. Auch die reproduzierende Kunst hat ihre Geschichte; dem Einfluß ihrer Wandlungen können sich die einzelnen, die zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Orte sie ausüben, nicht entziehen. Volpatos Stich der Schule von Athen ist etwas merkbar anderes als der moderne von Louis Jacoby; und doch ist der „Inhalt" beider Bilder genau derselbe. Worin hier und in ähnlichen Fällen der Unterschied besteht, traue ich mir nicht zu so im Vorbeigehen zu definieren: genug, er ist vorhanden und wird empfunden; und der Versuch ihn zu beschreiben führt auf ein intimeres Verständnis des Kunstwerkes selber hin. Wirklich ins Innere zu dringen und von der Seele des schaffenden Künstlers unmittelbar berührt zu werden vermag nur, wer sich mit empfänglichem Auge in die Farbenpracht des Originales vertieft. Hat er dazu noch Geschicklichkeit und Muße, um das was er sieht festzuhalten und mit eigner Hand aufs Papier zu bringen, dann ist die so entstandene Zeichnung, mag sie künstlerischen Ansprüchen noch so wenig genügen, für ihn doch wertvoller als die beste Wiedergabe von der Hand eines Meisters; denn sie bedeutet ihm Selbsterarbeitetes, Selbsterlebtes.

Auf eben diesen Standpunkt den Kunstwerken der Literatur gegenüber führen wir den, dem wir dazu verhelfen sie in der Sprache zu lesen, in der sie geschaffen sind. Mag die Übersetzung, die er sich zurechtmacht, schlechter sein als manche gedruckte, das schadet nichts; der Segen jeder geistigen Arbeit liegt nicht so sehr in dem Resultate, das durch sie erreicht, als in der Betätigung der Kräfte, die dabei aufgeboten wird. Ja, die Mängel und Anstöße, die beim Suchen nach Verständnis und Ausdruck stehen bleiben, bringen sogar Nutzen; denn da sie dem, der sich redlich abmüht, selber am deutlichsten zum Bewußtsein kommen, so lassen sie allmählich in ihm die Einsicht hell werden, daß eine vollkommene Lösung der Aufgabe

überall unmöglich ist. Gedanke und sprachliche Form verhalten sich eben nicht wie Kern und Schale, deren einen man aus der andern reinlich lösen mag, nicht wie der Leib zum Gewande, das er ablegen und vertauschen kann, sondern sie sind vom Ursprung her ineinander verwachsen. Solche Erkenntnis macht bescheiden in bezug auf das Verständnis überlieferter Gedanken, das man sich zutraut; sie befreit von dem Irrtum, zu meinen man habe einen Begriff, wenn man ihn benennen kann. Und diese Befreiung ist an sich schon ein Preis, der die Mühe des Studiums einer fremden und fremdartigen Sprache lohnt.

Aber sie ist nicht das einzige, was bei treuer Arbeit des Übersetzens gewonnen wird. Wer sich als denkender Mensch — und das sind doch unsere Schüler — an ihr beteiligt, nimmt dadurch an jenem geistigen Prozeß teil, der durch die Jahrhunderte geht, und der nicht aufhören wird, weil die Forderung, die ihn in Gang hält, immer neu erwächst. Diese ist: daß wir in stetem Verkehr mit den an ursprünglicher Stärke überlegenen Sprachen des Altertums den Geist und die Form der eigenen Rede stählen, und dabei aus solchem Jungbrunnen immer gerade die Kräfte schöpfen, deren wir, das zur Zeit lebende Geschlecht, bedürfen, um gesund zu bleiben. Die Menschen mit ihren Schwächen ändern sich; so ändert sich unmerklich auch die Art der Hilfe, die sie für Klärung und Festigung ihres Denkens in den alten Sprachen suchen müssen und finden können.

So betrachtet ordnet sich die Tätigkeit des Übersetzens einer allgemeineren Aufgabe unter. Auch Religion und Sitte, Recht und Gesetz, Wissenschaft und Kunst der Griechen und Römer fordern unsere Kraft heraus; auch für diese Seiten des antiken Lebens gibt es immer wechselnde Auffassungen, weil es immer wieder veränderte moderne Kulturstufen sind, die sich mit der alten Kultur vergleichen und sie nach eigenem Maße messen. Wer die wirtschaftlichen und politischen Leistungen der Alten erkennen will, muß analoge Verhältnisse

und Vorgänge in der modernen Welt aufsuchen, um zu wirklicher Anschauung den Stoff zu gewinnen; wobei er denn umgekehrt die eigne Zeit richtig schätzen lernt, indem er durch Vergleichung mit Fremdem in ihren Erscheinungen das Wesentliche herausfindet [70]). Wenn ihm manches deutlicher wird als seinen Vorgängern, so soll er daran denken, daß, die nach ihm kommen, über ihn hinwegschreiten werden. Jede Generation glaubt das Altertum zu verstehen und fühlt sich ihm verwandt; und jede versteht es doch anders als die vorige. So ist es den großen Schöpfungen der Vorzeit vergönnt, nicht nur unvergänglich zu dauern, sondern auch Gestalt und Antlitz zu wechseln, als ob sie noch fortwüchsen, uns aber, mit ihnen wie mit lebenden zu verkehren und an ihnen zu werden. Man hat gegen diese Betrachtungsweise eingewendet, sie sei wohl gut für den Gelehrten, könne aber dem Schüler nichts nützen; dies Buch möchte für sein engeres Gebiet den Beweis geführt haben, daß das ein Irrtum ist. Auch die Kleinarbeit der Schule wird dadurch gefördert, daß man sie an die allgemeinen Probleme, die das Geistesleben bewegen, anknüpft; und die ernsten Gedanken der Wissenschaft werden für die Entwickelung der Menschheit erst dann recht fruchtbar, wenn sie mit irgend welchen ob auch entfernten Ausläufern in die Tätigkeit hineinreichen, mit der an der Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes gearbeitet wird.

Exkurs zu S. 19 u. 29.

Über den Gebrauch des Lexikons.

Vielfach ist schon darüber geklagt worden, daß die Schüler das Wörterbuch nicht richtig zu benutzen wüßten, daß sie es planlos hin- und herwälzten, kostbare Zeit damit vergeudeten, Irreführendes herausläsen. Da wo solche Klagen den Tatsachen entsprechen, stellen sie dem Unterricht ein schlimmes Zeugnis aus. Seine Aufgabe ist es doch, die Lernenden dahin zu bringen, daß sie beim Abgange von der Schule einen fremden Autor auf eigne Hand lesen können, und das ist ohne selbständigen Gebrauch des Lexikons nicht möglich. Seit länger als einem Jahrzehnt habe ich deshalb Versuche teils selber gemacht teils bei anderen angeregt, die Schüler zu einer verständigen Handhabung und Ausnutzung dieses wichtigen Hilfsmittels anzuleiten. Die Praxis, die sich dabei ausgebildet hat, soll hier beschrieben werden.

Gleich nach Ostern bringen die Untertertianer ihr lateinisches Lexikon mit in die Schule, das dann 2 bis 3 Wochen dort bleibt um in jeder Lektürestunde zur Hand zu sein; auch der Lehrer hat ein solches Buch vor sich, und nun werden unbekannte Vokabeln gemeinsam gesucht. Manche stellen sich sehr ungeschickt an, die einfachsten Handgriffe müssen ihnen gezeigt werden: die Art des Blätterns, daß man nicht Seite für Seite umschlägt sondern ein Päckchen auf einmal, nicht alle Wörter einer Kolumne durchsieht sondern sich an die Stichwörter oben am Rande hält, ebenso wie innerhalb des einzelnen Artikels an die fett oder gesperrt gedruckten Grundbedeutungen. Wie die Abkürzungen zu ergänzen sind, wissen kleine Menschen doch nicht von selbst. Auch wenn ein erläuterndes Verzeichnis dem Buche vorgedruckt ist, muß ihnen gezeigt werden, wie man das zu Rate zieht; und manches dort gefundene Wort bedarf noch weiterer Erklärung. „Freq(uentativum), Intens(ivum)“ mögen aus dem grammatischen Unterricht bekannt sein; aber was mit „fig(ürlich)“ oder „trop(isch)“ oder auch deutsch „übertr(agen)“ gemeint ist, muß irgend einmal gelehrt werden. Auch darauf tut man gut hinzuweisen, daß eine dem Kennwort eines

Artikels in Klammern beigefügte Vokabel ein verwandtes Wort ist, in der Regel das von dem jenes abgeleitet werden kann. Die Aufmerksamkeit auf den etymologischen Zusammenhang wird namentlich später dem Suchenden viel nützen können.

Ohne daß der Name „Etymologie" gebraucht wird, läßt sich der Sinn dafür schon früh wecken. So fest den Jungen das Gefühl eingepflanzt werden soll, daß Raten ungefähr das Ärgste ist, was sie — zu eignem Schaden und eigner Schande — tun könnten, so heilsam ist es, ihnen zu zeigen, wie man durch Nachdenken zu vernünftigen Vermutungen kommt. Vom Primaner wird man verlangen, daß er Ausdrücke wie etwa *prae-rupta audacià, animo re-cursat,* ἀ-φιλό-τιμος, ἐν-ύπνιον, ἐξ-ισωθείη, ἀνδραποδ-ώδης, auch wenn sie ihm neu sind, nicht aufschlägt sondern sich selber erklärt. Gemeinsames Extemporieren bietet die beste Gelegenheit für ihn, diese Fähigkeit zu betätigen und immer mehr auszubilden. Soll er das aber recht können, so muß früh schon, in Tertia, der Anfang gemacht werden. Wenn *impune, difficultas* als fremde Wörter im Cäsar begegnen, so mögen die Schüler durch Fragen des Lehrers geleitet werden sie zu zerlegen und zu erklären, und dann im Lexikon nachsehen, ob sie das Rechte gefunden haben. Überhaupt ist dies eine wichtige Sache, daß sie lernen auch bekannte Wörter nachzuschlagen; aber nicht blind darauf los, im dumpfen Gefühl der Unzulänglichkeit des eignen Wissens, sondern immer mit einem bestimmten Ziele. *Vexillum proponendum, quod erat insigne, cum ad arma concurri oporteret:* so lasen wir einmal bell. Gall. II 20 bei Gelegenheit solcher Übung. Alles war richtig übersetzt, nur *insigne* „ausgezeichnet" stimmte nicht: und nun suchten wir nach, ob das Wort auch etwas andres heißen könne. *His difficultatibus duae res erant subsidio,* steht wenige Zeilen später. Hier war *subsidium* bekannt; aber „Hilfe, Beistand" für Schwierigkeiten? ja wenn es „Abhilfe" bedeuten könnte! Das war durch Überlegung gefunden, wurde nun durch das Wörterbuch bestätigt. Auch einen falschen Weg einzuschlagen wird man bei dieser gemeinschaftlichen Arbeit die Schüler nicht hindern, vielmehr getrost eine Grundform oder Vokabel mit suchen, die es gar nicht gibt, um nachher desto wirksamer zeigen zu können, wie man aus dem Gefundenen oder Nichtgefundenen sich selber korrigiert.

In Obertertia im Griechischen wird diese Kunst weiter vervollkommnet. Die Schulwörterbücher führen ja die wichtigsten Formen der eigentlich unregelmäßigen Verba in der alphabetischen Reihe mit auf; aber es bleibt doch noch manches, was dem Anfänger Not macht. Wenn ἔτυχε, ἔδοξε zufällig in einer Lexikon-Stunde zum ersten Male vorkommen, so ist es ganz natürlich, daß die Jungen τυχ- δοξ- aufsuchen; da finden sie denn τύχη δόξα, dahinter aber in Klammern

τυγχάνω δοκέω, und es ist nicht zu viel verlangt, daß sie nun selber erkennen sollen: das werden die Verba sein, von denen ἔτυχε ἔδοξε herkommen. Sehr schön, wenn einer solche Findigkeit von Natur besitzt; wem sie aber fehlt, der darf doch nicht einfach seinem Schicksal überlassen werden, sondern wir wollen versuchen sie ihm anzugewöhnen. Schadet gar nichts, wenn in solchen Stunden äußerlich wenig geschafft wird; das Opfer an Zeit macht sich in späteren Jahren bezahlt. Daß δείσας δείσαντες unter δείδω verzeichnet stehen, kann ein jugendlicher Leser der Odyssee nicht von selber wissen; er schlägt δεισ- auf, findet δεισήνωρ δεισιδαίμων, und sieht aus dem in Klammer beigefügten δείδω, wohin er weiter sich zu wenden hat. Zu βεβρώσεται sucht er βρω- und wird durch das Stichwort „βρῶσις (βιβρώσκω)“ auf den rechten Weg geführt.

Nachdem die Stelle im Lexikon gefunden ist, kommt es darauf an, aus dem was dort steht das Richtige zu entnehmen. Das Wort im Zusammenhang der Rede und dasselbe als Gegenstand eines Artikels im Wörterbuch sind nicht dasselbe Ding: auch wer dies noch nicht theoretisch sich klar machen kann, soll es fühlen und praktisch befolgen. Gewiß nicht bloß mir sind Sekundaner vorgekommen, die, weil sie ψῆφος als „Stimmstein“, *contio* als „Volksversammlung“ kennen oder erklärt gefunden haben, nun meinen übersetzen zu müssen: „mit diesem Stimmstein abstimmen“ (Herodot IX 55), „nachdem das Volk zur Volksversammlung gerufen war“ (Liv. XXIII 3, 1). Weist man dergleichen Pedanterien zurück, so berufen sie sich wohl auf den gedruckten Gewährsmann. Deshalb lautet eins meiner Zehngebote, schon seit vielen Jahren: Du sollst nicht sagen „es steht so im Lexikon“. Was dort steht, ist aufgespeichertes Material, aus dem ein denkender Mensch das herausnehmen soll was er braucht, um es in dem Zusammenhang eines ihm vorliegenden Gedankens lebendig werden zu lassen. Allerdings könnte für gute, d. h. innerlich begründete Ordnung des Materials in den Wörterbüchern selbst noch manches geschehen. Der Schüler darf nicht einer bunten Speisekarte von Bedeutungen gegenübergestellt sein, die ihm nur das Gefühl gibt, daß wer die Wahl hat die Qual hat. Er muß erkennen können — wenn auch nicht gleich begrifflich formulieren —, wie sich die verschiedenen Gruppen von Bedeutungen, die im Druck hervorgehoben sind, zu einander verhalten, damit er bestimmen kann, welcher Gruppe die Anwendung, die er gerade im Texte vor sich hat, angehört. Dabei mag er fehlgreifen und nachher den Fehler berichtigen, das kommt überall vor; nur soll er nicht verleitet werden, ratlos herumzuprobieren.

Unter den Gesichtspunkten, von denen aus die Lebensäußerungen eines Wortes einheitlich betrachtet und in ihrer Verzweigung durch-

schaut werden können, bleibt der wichtigste immer der Unterschied von Grundbedeutung und abgeleiteter Bedeutung, der sich besonders häufig als Gegensatz von körperlicher und ins Geistige übertragener Anwendung darstellt. Dieses Verhältnis kann in der Schule gar nicht früh genug deutlich gemacht werden. Und zwar geschieht das zunächst am besten in ganz hausbackener Weise, indem man auf jenes „trop.“ oder „übertr.“ aufmerksam macht und zeigt, wie im Lexikon immer diese Hauptgruppen einander gegenüberstehen, so daß der Leser sich jedesmal darüber klar werden muß, in welcher von beiden er zu suchen hat. Allmählich befestigt sich so die Gewohnheit, den mannigfaltigen Gebrauch eines Wortes als Wachstum aus fruchtbarem Keime anzusehen. Und von da aus wird es schon in Sekunda gelingen, vollends in Prima nicht schwer fallen, in den jungen Menschen den Trieb zu wecken und zu pflegen, der auf das Ursprüngliche geht und es wieder hervorzieht. Dafür leisten uns auch die besseren Lexika nicht ganz die Hilfe, die wir brauchen, indem sie gern für einzelne Fälle eine unnötig freie Übersetzung geben, deren Zusammenhang mit der eigentlichen Bedeutung des Wortes der Schüler nicht mehr erkennen kann. In einer Homerstunde, der ich zuhörte, wurde für ὅτι οἱ φρεσὶν ἄρτια ᾔδει (E 326) gesagt: „weil er mit ihm eines Sinnes war“; das stehe so bei Benseler. Als ich nach der Herleitung des freien deutschen Ausdruckes und zu dem Zweck nach der Bedeutung von ἄρτια fragte, erhielt ich die überraschende Antwort: „Glieder“. Was hatte nun diesem Jüngling das Aufschlagen des Lexikons genützt? Freilich war es seine Schuld, daß er mit den Augen anstatt mit dem Verstande suchte; aber daß er dabei etwas fand ohne zur Betätigung des Verstandes genötigt zu werden, war die Schuld des Buches. Auch was Menge bietet — „ἄρτια εἰδέναι zugetan, freundlich gesinnt sein“ — weist nicht den richtigen Weg. Wir brauchen im Ausdrucke gar nichts zu ändern, nur nominale und verbale Form zu tauschen: „weil er in der Gesinnung zu ihm paßte“.

Die neuesten griechisch-deutschen und lateinisch-deutschen Schulwörterbücher suchen der Etymologie den ihr gebührenden Platz einzuräumen. Leider wird dabei fast durchweg derjenige Teil dieser Wissenschaft bevorzugt, der die Vorgeschichte der Wörter betrifft, während es doch vor allem darauf ankommt, Verständnis und Beobachtung des Schülers für das zu wecken, was die Worte der fremden Sprache vor seinen Augen erleben, innerhalb der Literatur die für ihn in Betracht kommt. Für klare Entwickelung der Bedeutungen müßte immer noch sehr viel mehr geschehen. In verstärktem Maße gilt diese Mahnung für die entsprechenden Hilfsmittel in den modernen Sprachen. Sachs-Villatte und Muret-Sanders bieten ja Vortreffliches, sind aber, auch in der „Hand- und Schulausgabe“, für die meisten Schüler zu teuer.

Etymologische Angaben würden auch in Werken von bescheidnerem Umfange keinen zu großen Platz einnehmen. Aber selbst ein so schön ausgestattetes, mit aller äußeren Sorgfalt behandeltes Werk wie die 1907 erschienene Neubearbeitung des alten Thibaut schließt sie grundsätzlich aus, und zwar, wie der Bearbeiter Prof. Otto Kabisch (Berlin) im Vorworte sagt, weil „die in dieser Richtung gemachten Versuche die französische Sprachkenntnis nicht gefördert haben". Ist das wirklich bei neuphilologischen Lehrern heute die herrschende Ansicht? Gerade für den, der das Französische als „wesentlich geistschulenden Lehrgegenstand" wirksam zu machen wünscht, gibt es ja kaum etwas Wichtigeres, kaum etwas, wobei das eigne Suchen der Schüler kräftiger in Bewegung gesetzt werden kann, als die Zurückführung mannigfaltiger Wortbedeutungen auf ihren Ursprung. (Vgl. Anm. 20.) Und noch ein tieferer Wert liegt in dieser Betrachtungsweise: die Welt ist heute so voll von Uneigentlichem und Unechtem, daß wir alle Ursache haben in heranwachsenden Menschen die Freude am Echten und Eigentlichen zu pflegen. Dazu trägt es viel bei, wenn der Knabe schon gewöhnt wird, bei einem neuen Worte, das ihm begegnet, zu fragen, was es eigentlich bedeute, τί ἐτύμως λέγει.

Daß es Lehrer gibt, die den Reichtum an Gedanken und an Aufforderung zum Denken, der in der französischen wie in der englischen Sprache liegt, im Unterrichte flüssig zu machen wissen, braucht man mir nicht entgegenzuhalten. Ich kenne solche, und freue mich so oft ich von ihnen lernen kann. Sollten sie aber die Regel bilden, woher käme dann — so muß ich immer wieder fragen, und bitte um sachlich fördernde Antwort — in unseren Schulbüchern die Vorherrschaft der schülerhaften Auffassung, daß Wörter „Vokabeln" seien, die jedesmal dies oder das „heißen"? Auf dieser Auffassung beruhen doch durchweg die Spezialwörterbücher und vielfach auch die Anmerkungen, die den neusprachlichen Texten — nicht bloß den im Verlage von Velhagen und Klasing erscheinenden — beigegeben zu werden pflegen. Nach der Beliebtheit, deren sich diese Krücken erfreuen, nach der Schwierigkeit, die es macht, Schulausgaben ohne sie zu bekommen, muß man leider annehmen, daß es im ganzen um die Wissenschaftlichkeit der Sprachbehandlung bei französischer und englischer Lektüre nicht gut steht. In der Bemühung dafür aber, daß es besser werde, könnte es keine wirksameren Bundesgenossen geben als gute, auch für minder bemittelte Schüler erreichbare Schulwörterbücher, die durch Anlage und Ausführung überall die Frage nach dem Woher zu wecken vermöchten.

Anmerkungen.

1. (S. 3.) Christian Belger, „Moriz Haupt als akademischer Lehrer" (Berlin 1879) S. 151. Der Ausspruch über das Übersetzen ebenda S. 145.

2. (S. 4.) Angeführt von M. Bernays, Preuß. Jahrb. 68 S. 560. Mit Lust übersetzte trotzdem Humboldt selbst Pindar und Äschylos; s. Haym in seiner Lebensbeschreibung (1856) S. 232 f.

3. (S. 5.) Wieder abgedruckt in seinen „Reden und Vorträgen" (Berlin 1900).

4. (S. 5.) Schleiermacher hat 1813 in der Akademie eine Abhandlung „über die verschiedenen Methoden des Übersetzens" gelesen (Sämtl. Werke III 2 S. 207 ff.), die sich übrigens zu sehr im Abstrakten bewegt, als daß sie gerade für unsere Zwecke fruchtbar gemacht werden könnte. Dort heißt es (S. 229): „Der Leser der Übersetzung wird dem bessern „Leser des Werks in der Ursprache erst dann gleich kommen, wenn er „neben dem Geiste der Sprache auch den eigentümlichen Geist des Ver„fassers in dem Werke zu ahnen und allmählich aufzufassen vermag." — Gegen Schleiermacher wandte sich Karl Schäfer, „Über die Aufgabe des Übersetzens", Progr. Erlangen 1839. Vergl. unten Anm. 8.

5. (S. 5.) Daß sich bei so begrenztem Programm doch eine Fülle allgemeiner Gedanken entwickeln und tiefer begründen läßt, hat Carl Bardt bewiesen in dem Hilfsheft („Zur Technik des Übersetzens", 1901), das er seinen „Ausgewählten Briefen aus Ciceronischer Zeit" beigegeben hat. Wenn die Aufgabe des Übersetzens, wie vorn (S. 5) angedeutet, zwei Seiten hat, daß der Autor zum Leser und daß der Leser zum Autor hinübergezogen werde, so hat Bardt vielleicht ein etwas zu starkes Übergewicht auf die erste Seite gelegt. Genauer bin ich auf das, was uns bei aller Übereinstimmung zu trennen scheint, in einer Rezension eingegangen, die in der Monatschrift für höhere Schulen eben jetzt erscheinen soll.

6. (S. 6.) In einer Abhandlung, deren Lektüre ein für allemal zur Ergänzung unserer allgemeinen Andeutungen empfohlen sei: „Vor- und Nachwort zum neuen Abdruck des Schlegel-Tieckschen Shakespeare", Preuß. Jahrb. 68 (1891) S. 524—569.

7. (S. 7.) Einen ähnlichen Gedanken entwickelt Julius Keller, „Die Grenzen der Übersetzungskunst“ (Progr. Karlsruhe 1892) S. 40. Beispiele s. oben S. 35. 71.

8. (S. 7.) Cicero de opt. gen. oratorum Kap. 5. — Schiller in einem Brief an Körner vom 24. Oktober 1791. — Humboldt, Einleitung zu Äschylos' Agamemnon (Werke Bd. III) S. 14 f. — Schleiermacher hat dieses Verfahren wohl etwas übertrieben, praktisch in seinem Platon und theoretisch in der vorher zitierten Abhandlung; aber im Prinzip hatte er doch recht. Was er (S. 213 f.) über das Recht jedes freidenkenden, selbsttätigen Menschen, auch seinerseits die Sprache zu bilden, sagt, verdient heute, in einer Zeit die nach schablonenhafter Korrektheit strebt, besondere Beachtung.

9. (S. 9.) Münch, „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen“ (1888) S. 165 ff. — Lattmann, „Der Schul-Jargon des lat. Unterrichts“, Anhang zu der Abhandlung „Die Kombination der method. Prinzipien im latein. Unterrichte der unteren und mittleren Klassen“ (1882).

10. (S. 14.) Für das Politische: G. Lejeune-Dirichlet, „Die Kunst des Übersetzens in die Muttersprache“. Jahrb. Philol. Pädag. 150 (1894) S. 507—518. — Für das Militärische: Max Hodermann, „Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung“ (1898; 2. Aufl. 1903). Derselbe, „Vorschläge zur Xenophon-Übersetzung im Anschluß an die deutsche Armeesprache“ (Wernigerode, Festschrift, 1900).

11. (S. 14.) Ein charakteristisches Beispiel hat Wölfflin hervorgezogen. Tacitus erzählt von dem Freigelassenen Milichus, der die Verschwörung gegen Nero entdeckte (Ann. 15, 71): *conservatoris sibi nomen, Graeco eius rei vocabulo* [d. h. Σωτήρ], *adsumpsit.*

12. (S. 24.) Diese Freude erlebte ich einmal durch den äußerlich ungünstigen Ausfall einer Abiturientenarbeit, für die ein Stück aus Dionys von Halikarnaß (περὶ τοῦ Θουκυδίδου χαρακτῆρος 6—8) als Text gegeben war; schon daß ἱστορία in den Worten ἐθνικάς τε καὶ τοπικὰς ἐκφέροντες ἱστορίας (7, 1) von den meisten mit „Forschung“ übersetzt wurde, störte das Verständnis. In anderen Fällen hatte die Gewöhnung an das Eigentliche zu recht glücklichen Wendungen geführt; z. B. ὑπόθεσιν „grundlegendes Ereignis“ (6, 2), τὰς ὑπαρχούσας αὐτῷ ἀρετὰς ἀφθόνως ἐπελήλυθε „ist neidlos an die Tugenden herangetreten“. Erfahrungen verwandter Art aus der Lektüre von Arrian und Mark Aurel s. Neue Jahrbücher 14 (1904) S. 187. 197 f. in meinem Aufsatz über das griechische Lesebuch von Wilamowitz.

13. (S. 24.) Παυσανίας τούσδε σοι χαρίζεσθαι βουλόμενος ἀποπέμπει δορὶ ἑλών, heißt es in dem Briefe des Verräters an den Großkönig (Thuk. I 128, 5), wobei vielleicht aus Höflichkeit der geläufige Ausdruck um-

schrieben ist. — Für πανοῦργος bietet eine Fülle ähnlicher Belege Bruhn, Anhang zu Sophokles (1899) S. 152.

14. (S. 25.) Dies gegen Plüß, „Sophokles Elektra. Eine Auslegung“ (1891). — Was er später ausführte, um meine Einwendungen zu widerlegen (Aberglaube und Religion in Sophokles' Elektra [Basel 1900] S. 9 ff.), hat mich nicht überzeugen können.

15. (S. 25.) Lehrs (Populäre Aufsätze [2] [1875] S. 93 ff.) stellt den ethischen Begriff voran und sagt dann (S. 100): „Übrigens auch „durch die Natur erstrecken sich diese Gesetze; denn auch in den Ord„nungen, welche in der Natur walten, erkennt der Grieche dieselben „Sittlichkeitsgesetze.“ — Gewiß richtig. Die Frage ist nur, von welcher Seite der Begriff, der uns hier beschäftigt, seinen Ausgang genommen hat.

16. (S. 25.) Hirzel: „Themis, Dike und Verwandtes. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsidee bei den Griechen“ (1907) S. 19 ff. Ausdrücklich sei anerkannt, daß Hirzel nicht von irgend einer postulierten Grundbedeutung ausgeht, sondern die Frage der Herkunft und Bildung des Wortes (er bringt es u. a. mit θέμωσε ι 486 zusammen) erst am Schluß erörtert (S. 53 f.). Das Maßgebende ist auch für ihn der Sprachgebrauch, mit dessen Auffassung er nur eben insofern von der meinigen abweicht, als er das Älteste in dem sieht, was mir schon abgeleitet erscheint. Wenn er sagt (S. 40 f.): „Das Gebiet der θέμις reicht noch „weiter. Überall wo ein Allgemeines herrscht, als Natur, als Gewohn„heit und Sitte, oder wo es auch nur als Regel des sozialen und poli„tischen Lebens einen leisen Zwang ausübt, empfand der Grieche einen „höheren Willen, eine θέμις, ohne daß dieser Wille gerade ein ver„nünftiger, geschweige denn ein göttlicher zu sein brauchte“, so kann ich dem inhaltlich fast ganz zustimmen. Aber was hier als eine auf weitere Gebiete ausgedehnte Übertragung des Grundbegriffes „guter Rat“ dargestellt wird, ist für mich vielmehr das Heimatsgebiet, aus dem jener Begriff selber erst durch Übertragung hergeleitet wurde.

17. (S. 26.) So Herm. Grimm, „Homer, Ilias zehnter bis letzter Gesang“ (1895) S. 185.

18. (S. 27.) Hiergegen Hirzel S. 42. Was er sagt, enthält wieder ein Element des Richtigen, für dessen klarere Herausarbeitung ein Vergleich mit dem Kriegsrat Friedrichs des Großen vor der Schlacht bei Leuthen, wie ich ihn NJb. 5 (1900) S. 607 angeregt habe, sich nützlich hätte erweisen können. Über die Bedeutung der πεῖρα im Zusammenhang einer die Komposition betreffenden Untersuchung vgl. Grundfragen der Homerkritik [2] S. 508.

19. (S. 27.) Popul. Aufs. [2] S. 145. Die Erklärung hängt zusammen mit dem Unterschiede, den Lehrs für die beiden griechischen Bezeich-

nungen der Gottheit festgestellt hat: θεοί sind die Götter, insofern sie „durch Herrlichkeit, Mächtigkeit, Seligkeit hoch über alles Lebende emporragen"; δαίμονες, insofern sie „fördernd oder schreckend, erhebend oder demütigend, . . . wohltätig oder verderblich . . . auf den Menschen einwirken".

20. (S. 30.) Ein Beispiel aus vielen, die zur Verfügung stehen, muß ich doch anführen. In dem kürzlich neu bearbeiteten Thibautschen Wörterbuch (vgl. oben S. 145) folgt auf den Artikel *pas* „Schritt" ein andrer: *pas* „Füllwort der Negation". Ein Zusammenhang ist nicht angedeutet. Und doch hätte ein in Klammern gesetztes „keinen Schritt" genügt, um die Brücke zu schlagen und den Leser zu einer nützlichen historischen Sprachbetrachtung zu führen, ohne Verlassen des französischen Gebietes und mit nur 13 Buchstaben, statt der 19 die das nichtssagende, bloß die Gedankenlosigkeit bestärkende „Füllwort der Negation" gekostet hat. Bei *rien* würde die Erklärung „lat. *rem*", die Schuster und Régnier schon vor zwei Menschenaltern den Schülern boten, allerdings nur für solche verwertbar sein, die Latein treiben, würde aber die andern sicher nicht stören. Und gleichen Anspruch haben beide auf sachgemäße Anordnung der Bedeutungen innerhalb des Französischen. Thibaut-Kabisch teilt rein schematisch: 1. ohne *ne*, a) „irgend etwas", b) „nichts"; 2. mit *ne* „nichts". Wie kann denn dasselbe Wort, ohne *ne*, zugleich „etwas" und „nichts" bedeuten? Sollen wir annehmen — ich meinerseits bestreite es —, daß unter lateinlosen Schülern keiner hell genug sei so zu fragen? Diejenigen aber, die sich gleichgültig verhalten, haben erst recht nötig, daß ihnen geholfen werde. Die Bedeutung 1 b gehört (wie bei *personne*, wo auch Kabisch das Richtige hat) an dritte Stelle. Durch die ständige Verbindung mit der Negation ging etwas von deren Kraft auf das Indefinitum über, wie Farbe Geruch Geschmack sich durch Nachbarschaft verbreiten: so empfand schließlich, wer *rien* sagte oder hörte, die Verneinung unausgesprochen mit. Darin liegt nichts, was über Interesse und Verständnis eines guten Obertertianers hinausgeht. Vom Lexikon ist doch mindestens zu verlangen, daß es die Entwickelung nicht künstlich verdunkle. Die eigentliche Aufklärung mag der Lehrer geben, der, wo es angeht, daran erinnern wird, daß lat. *quisquam* und *ullus* mit der eigentümlichen Beschränkung ihres Gebrauches eine Zwischenstufe darstellen. Wer solcher Hilfe entraten muß, hat bei *aucun* etwas Ähnliches, das in seiner ursprünglichen Allgemeinheit veraltet ist und fast nur noch in Verbindungen mit negativem Sinne gebraucht wird. Beide Sprachen führen uns hier in einem typischen, besonders scharf erfaßbaren Beispiel die Tatsache vor Augen (vgl. S. 59 f.), daß die jetzt geläufige Bedeutung eines Wortes durchaus nicht bloß aus ihm heraus-

gewachsen, sondern zum guten Teil, aus der Umgebung stammend, dem Worte erst angewachsen ist.

21. (S. 30.) Reiches Material bietet dar soeben im Druck erschienene Vortrag von Franz Stürmer, „Die Etymologie im Sprachunterricht der höheren Schulen", NJb. 24 (1909) S. 31—57. Besonders erfreulich, daß der Verfasser für die Pflege der etymologischen Betrachtung auch im neusprachlichen Unterricht eintritt und zugleich an Beispielen zeigt, wie viel Bereicherung an geistigem Besitz dadurch gewonnen werden kann.

22. (S. 35.) Dies ist etwas weiter ausgeführt in meinem Buche „Von deutscher Spracherziehung" (1906) S. 155 f.

23. (S. 43.) Über *onus* vgl. Kießlings Anmerkung; das Verständnis von Od. II 4, 9 ff. ist zuerst von Bücheler (Rhein. Mus. 37 [1882], S. 228) gegeben und danach dieses Beispiel in meiner Schrift „Wort- und Gedankenspiele in den Oden des Horaz" (Kiel und Leipzig 1892) S. 42 f. in den Zusammenhang verwandter Erscheinungen gestellt.

24. (S. 50.) Herm. Grimm, „Homer: Ilias, erster bis neunter Gesang"; Berlin 1890. „Zehnter bis letzter Gesang", 1895. — Wilh. Jordan: „Homers Odyssee, Homers Ilias, übersetzt und erklärt". Frankfurt a. M. 1875. 1881. — Vgl. meine Besprechung von Jordans Ilias in den Jahresberichten des philol. Vereins zu Berlin X (1884) S. 268—277, wo das vorn ausgesprochene Urteil genauer begründet ist. Aus Grimms Buche lernt man den Übersetzer so ziemlich kennen; von Homer ist nicht viel übrig geblieben.

25. (S. 50.) So Julius Rothfuchs, „Bekenntnisse aus der Arbeit des erziehenden Unterrichtes. Das Übersetzen in das Deutsche und manches andere" (Marburg 1892) § 40.

26. (S. 51.) Dieses Bild bei Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, Kap. 25: Über Sprache und Worte. Dort findet sich manches Nützliche vom Übersetzen und vom freien Gebrauch der eigenen Sprache gesagt.

27. (S. 54.) Vgl. Gramm. mil. [2] S. 9. 87. Auf die Doppelheit aktiver und passiver Bedeutung in Verbaladjektiven habe ich vor 30 Jahren hingewiesen in einer Rezension des Osthoffschen Buches „Das Verbum in der Nominalkomposition", Zeitschr. f. Gymnasialwesen 33 (1879) S. 306. Auch Wilamowitz hat (Commentariolum metricum II [1895] p. 6) die Beobachtung ausgesprochen und verwertet: in vetere Graecorum lingua adiectivis omnibus activam et passivam vim inesse. Aus größerem Zusammenhange fällt Licht auf diese Verhältnisse durch Brugmann, „Die mit dem Suffix *-to-* gebildeten Participia im Verbalsystem des Lateinischen und des Umbrisch-Oskischen. Eine syntaktische Untersuchung", Idgm. Forsch. V (1895) S. 89—152.

28. (S. 57.) Einen lehrreichen Versuch in dieser Richtung hat kürzlich für δέ und ἄρα Johannes Seiler gemacht, „Wie ‚gewinnen wir Homer die Art ab'?" (Zeitschr. f. Gymnasialwesen 62 [1908] S. 161 ff.), mit mancher feinen Erklärung im einzelnen, während seine prinzipielle Auseinandersetzung doch wohl keinen Fortschritt bedeutet. Indem er für δέ statt einer zwei Übersetzungen gibt („und" und „da"), widerlegt er eigentlich schon sich selbst. Seiner Behandlung von ἄρα aber hat er dadurch den festen Boden entzogen, daß er sie auf die Beispiele des abgeblaßtesten Gebrauches (in Formeln wie ὥς ἄρ' ἔφη, ἦ ῥα) gründete. Da fand er denn, der Sinn müsse „ein so zarter und flüchtig andeutender sein, daß diese Partikel ganz nach den Bedürfnissen des Metrums gebraucht oder nicht gebraucht" werde (S. 179). In der Tat, so weit ist es auch bei Homer schon gekommen (vgl. Anm. 40). Wie es aber dahin gekommen ist, was für ein Gedanke ursprünglich bei jener kleinen Silbe vorschwebte, das zeigen uns nur die Stellen, an denen ἄρα noch in lebendigem, bedeutendem Gebrauch auftritt. Von solchen Stellen muß die Erklärung ausgehen, nicht umgekehrt.

29. (S. 60.) Ein wohlbekanntes Beispiel aus dem Gebiete der Negation s. Anm. 20.

30. (S. 60.) Hermann Opusc. IV p. 10 (De particula ἄν, I 3) erklärt die Bedeutung von ἄν im Vergleich mit ἴσως, πού, τέ so: „Fortuita „notantur particulis ἄν vel κέν", d. h. (nach p. 9): „quae utrum sint an „non sint fortuitum est, i. e. ex aliqua condicione suspensum, cuius „veritas prius cognoscenda est, quam, verumne sit quod ex ea pendet, „sciamus". — Weiteres über den Gebrauch der Modi mit ἄν und ohne ἄν s. Gramm. milit. Kap. VIII.

31. (S. 61.) Hermann ebenda p. 179 sq. (Partic. ἄν IV 2): „πεσεῖν est *cadere*, πεσεῖν ἄν *cadere posse*, ut apud Herodotum VII 203".

32. (S. 61.) Fälle dieser Art begegnen schon in der Anfänger-Lektüre, bei Xenophon, nicht ganz selten. Beispiele von ἄν beim Participium, die früh zur Erklärung nötigen, sind: ὡς οὕτω περιγενόμενος ἄν τῶν ἀντιστασιωτῶν Anab. I 1, 10; ὡς ἁλόντος ἄν τοῦ χωρίου V 2, 8.

32 a. (S. 62.) E. Hiller, Die Partikel PA (Herm. 21 [1886] S. 563 bis 569), behandelt die 10 Stellen in Ilias und Odyssee, an denen die verkürzte Form ῥα anders als, was die Regel ist, nach einsilbigen Wörtern oder ἐπεί oder ὅτι steht, und sucht die einzelnen Fälle zu erklären, meist aus Übertragung einer fertigen Wortverbindung, die nur „mit Hilfe einer Übergangspartikel von der Quantität und der Bedeutung von ῥα" in den Zusammenhang habe eingefügt werden können. Auf die Bedeutung selbst geht Hiller nicht ein.

33. (S. 64.) Ein paar charakteristische Beispiele habe ich aus dem Menon notiert: 91 E Πρωταγόρας δὲ ἄρα, 94 B ἀγαθοὺς δὲ ἄρα ἄνδρας, 97 C τὸ δὲ ἄρα καὶ δόξα.

34. (S. 65.) Ähnliche Stellen aus Homer, deren doch jede ihre besondere Würdigung verlangt, sind: α 309. γ 17. η 162. ν 179. ξ 393. π 25. Im Kriton stehen noch 46 A zwei Beispiele dicht zusammen; aus dem Phädon ist lehrreich ἀλλ' ἡσυχίαν ἄγετε (p. 117 E). Sophokles Ai. 1164 (ἀλλ', ὡς δύνασαι, Τεῦκρε) zeigt wieder sehr deutlich zwei Gedanken, die, anstatt gegensätzlich, auch folgernd verbunden sein könnten; unsere Aufgabe ist es doch immer, dasjenige innere Verhältnis aufzufassen, das der Autor empfand.

35. (S. 66.) Beispiele aus Xenophon bringt und erklärt, ähnlich wie es hier geschehen ist, Ewald Bruhn in Reinhardts und Roemers Griechischer Formen- und Satzlehre [2] (1907) § 208.

36. (S. 67.) Nauck in seinen „Kritischen Bemerkungen" (größtenteils zu Homer), Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg 25 (1879) S. 474 ff.

37. (S. 69.) Beispiele für diese Anwendung von πέρ sind noch: Λ 508. Λ 796. Π 205. 523. Ρ 239. λ 501; καί ist in derselben Weise gesetzt noch Ξ 78.

38. (S. 69.) Weitere Beispiele sind: aus Herodot πρὶν ἢ καὶ συμμεῖξαι (IX 68); aus Thukydides τὰ δὲ καὶ διασῶσαι (VI 23, 1), ἢ καὶ τὰ πλείω (VI 90, 3).

39. (S. 71.) Wackernagel, „Über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung", Idgm. Forsch. I (1892) S. 333 ff. Die Bemerkung über γέ und πέρ S. 371. — Beispiele für eine dem Verständnis unbequeme Stellung von γέ sind noch Ν 319. ξ 256. χ 167.

40. (S. 73.) Über die Verbindung ἄν κεν vgl. Grundfragen der Homerkritik [2] (1909) S. 159 f. Ebendort S. 88. 95 ist gezeigt, warum wir anerkennen müssen, daß Wörter wie τέ, ῥά, γέ von den Dichtern selbst manchmal geradezu bedeutungslos gebraucht sind.

41. (S. 73.) Vgl. meinen Aufsatz „Zur homerischen Interpunktion", Rhein. Mus. 44 (1889) S. 347—368.

42. (S. 83.) Man kann für den Reiz der Naivität, der in Herodots Anakoluthien liegt, empfänglich sein und doch erkennen, daß in diesem Punkte die strenge Zucht, der die Sprache durch den fortgesetzten schriftlichen Gebrauch unterworfen wurde, heilsam gewirkt hat. Der Grundsatz, daß man so schreiben solle wie man sprechen würde, ist heute nicht mehr berechtigt; er würde, konsequent befolgt, zu einem Naturalismus führen, der einen geistigen Gewinn von Jahrtausenden wieder in Frage stellte. Dieser Gefahr ist sich Otto Schröder in seinem

hübschen Buche „Vom papiernen Stil“ (zuerst Berlin 1889) nicht recht bewußt gewesen.

43. (S. 85.) Über „Aktionsart und Zeitstufe“ ist grundlegend die Untersuchung von Gustav Herbig, Idgm. Forsch. VI (1896) S. 157—269. Vgl. dazu Gramm. mil.[2] S. 96 ff., wo auch weitere Literatur angegeben ist.

44. (S. 86.) Der Lehrer des Griechischen, dem ich das Beispiel aus Anab. IV 2 verdanke, teilte mir mit, er habe das ganze vierte Buch auf diesen Punkt hin durchgesehen und unter 154 Fällen nur einen gefunden, in dem jede Vorzeitigkeit ausgeschlossen war: ἔλαθον προσελθόντες (auch gerade 2, 7). In allen anderen ließ sich ein Übergang zu unsrer stufenmäßigen Auffassung des Geschehens, sei es als vollendet sei es als beginnend, erkennen; auch ἀλαλάξαντες ἵεντο, sie fingen an zu schreien und stürmten dann vorwärts. Bei Homer ist das Verhältnis ein wesentlich anderes, so daß man eben doch gut tut, die grundsätzliche Behandlung dieser uns schwer zugänglichen Denkweise für die Zeit der Odyssee-Lektüre aufzusparen.

45. (S. 87.) Ähnlich wirken bei Cicero in Verr. act. I 5, 14 die Perfecta *dederunt aut reddiderunt.*

46. (S. 89.) Tiefer blickte Tycho Mommsen: „Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen ins Deutsche“ (1858) S. 58, der den Gedanken ausführt, daß hier auf dem Wege der Nachahmung rhythmische Gebilde entstanden seien, die nun selbständig geworden sind und sich ihre eigenen Wohllautsgesetze ausgebildet haben.

47. (S. 90.) Wie sehr doch auch unsere Sprache durch den Verfall ihrer Formen undeutlich geworden ist und immer mehr wird, zeigt die überaus lehrreiche Abhandlung von Hermann Röhl: Über die praktische Brauchbarkeit der wichtigsten modernen Sprachen, speziell der deutschen. Naumburg a. S. Gymn.-Progr. 1892.

48. (S. 90.) Voltaire in dem Artikel „François“ des Dictionnaire philosophique (Ouvres complètes [Gotha 1786] tom. XL p. 358 und 359). Er gibt den Satz *Plancus a pris soin des affaires de César*, der nur in dieser Anordnung möglich sei, während die entsprechenden lateinischen Worte *Res Caesaris Plancus diligenter curavit* auf 120 verschiedene Weisen zueinander gestellt werden könnten, *sans faire tort au sens et sans gêner la langue.* Ganz wohl. Aber sind die 120 Permutationen wirklich durchaus gleichgültig? oder gibt es auch offenbar verkehrte Gruppierungen der Worte neben solchen die etwas bedeuten? und ist dem Sinn all sein Recht geschehen, wenn ihm kein Unrecht geschieht? Solche Fragen beschäftigten uns jüngst in einer Reifeprüfung, bei der der bejahrte Lehrer des Französischen alle Beteiligten durch eine Reihe anregender Textabschnitte und Gedankenausschnitte, die er übersetzen ließ, in vorgerückter Nachmittagstunde zu erfrischen wußte.

49. (S. 91.) In dem Artikel „Langues" (tom. XLI p. 381) sucht er an einem andern Beispiel deutlich zu machen, daß die französische Wortstellung nicht durch die Not, sondern nur durch den Geist dieser Sprache *(le génie de notre langue)* hervorgerufen worden sei.

50. (S. 91.) Das *an* vor *superbos* hat Usener (Rhein. Mus. 24 [1869] S. 338) mit Recht gestrichen.

51. (S. 92.) Ein treffliches Beispiel wirksamer Wortfolge aus Cicero in Catilin. I 1, 3 *(habemus senatusconsultum in te, Catilina, vehemens et grave)* erläutert mit seiner erquickenden Frische v. d. Gabelentz, „Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse" (1891), S. 355.

52. (S. 92.) Über Wortstellung bei römischen Dichtern handelt, zum Teil im Anschluß an Vorarbeiten anderer, Eduard Norden im Anhang seines Kommentars zum 6. Buch der Aeneis (1903) S. 382 ff. Es wäre eine lohnende Aufgabe, die Beispiele künstlicher Verschränkung, die er in Gruppen geordnet vorlegt, daraufhin zu prüfen, ob und wie weit die Durchführung schematischer Regeln als Anhalt gedient hat um auch tiefere, psychologische Wirkungen hervorzubringen.

53. (S. 94.) In einem Brief an Frau von La Roche, 20. November 1774, abgedruckt bei Bernays, Der junge Goethe, III S. 43 f., jetzt in der Gesamtausgabe der Briefe II S. 205 f. Leider ist dieses köstliche Stück in die beiden neuerdings erschienenen Auswahl-Ausgaben Goethescher Briefe, von Philipp Stein und Eduard von der Hellen, nicht aufgenommen.

53 a. (S. 99.) Noch ein paar Beispiele aus Cäsar: bell. Gall. VII 80, 4 und 85, 3, wo zugleich die Prädikate (*confirmabant* an der ersten Stelle, *desperant* und *exspectant* an der anderen) Gelegenheit geben, das S. 98 über die umschreibenden Verba Gesagte wieder zu beobachten.

54. (S. 106.) Über den eigentlichen Sinn dieses Unterschiedes vgl. Grundfr. d. Homerkr.[2] S. 310. 392.

55. (S. 107.) Über den Begriff „prädikativ" vgl. Gramm. mil.[2] S. 12 f. Hierin genau zu sein ist praktisch nützlich und für die Betrachtung wertvoll; denn von dieser Seite her lernt man verstehen, wie Prädikat und „Kopula" das geworden siud, als was sie heute gelten.

56. (S. 107.) Es verlohnt sich, wenn man Primaner-Arbeiten zu korrigieren hat, einmal die Mißverständnisse zu sammeln, die dadurch entstanden sind, daß die prädikative Stellung des Adjektivs nicht beachtet wurde.

57. (S. 116.) „Über die neuere deutsche Prosa", Deutsche Rundschau 59 (1889) S. 36—47.

58. (S. 117.) Ähnlich Thuk. I 137 (προάγγελσιν, διάλυσιν), wozu die Anmerkung von Wilamowitz (im Lesebuch) zu vergleichen.

59. (S. 118.) Genaueres über die Entstehung des absoluten Ablativs aus einem adverbialen, der in den Satz organisch eingefügt war, — was zuerst Lattmann klar erkannt hat — s. Gramm. milit.[2] S. 41 f.

60. (S. 121.) Ähnlich bei Platon selber, Gorg. 500 C, der Satz οὗ τί ἂν μᾶλλον σπουδάσειέ τις κτλ.

61. (S. 127.) Daß dies möglich ist, ohne unserer Sprache Gewalt anzutun, zeigte u. a. die Verdeutschungsprobe, die Carl Bardt 1885 einer Versammlung rheinischer Schulmänner in Köln vorlegte (Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 39 [1885] S. 648 f.). Er gab von Cicero or. Philipp. I Kap. 9 zwei Übersetzungen, eine wörtliche und eine „so genau als möglich, so frei als nötig"; aber selbst in dieser zweiten war unter zwölf lateinischen Sätzen nur bei einem die parataktische Umformung vorgenommen. Auch neuerdings (Zur Technik des Übersetzens S. 7) warnt Bardt, die Fähigkeit der deutschen Sprache auch zu umfangreicheren Satzgebilden nicht zu unterschätzen.

62. (S. 127.) Rothfuchs, Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichtes, insbesondere des lateinischen (3. Auflage, 1893) S. 61 ff. — Kapitel 2 bis 4 dieses nützlichen Buches handeln vom Konstruieren, Extemporieren, Präparieren.

63. (S. 130.) An zwei ähnlichen Stellen, β 276 f. und Σ 288 ff., dürfte es doch auch bei Homer notwendig sein, im Deutschen von der Parataxe abzugehen.

64. (S. 131.) Von andrer und besserer Art ist der Vorschlag von Seiler, dem ich doch auch nicht folgen kann; vgl. oben Anm. 28.

65. (S. 133.) Manchmal wird es zweifelhaft bleiben, welches innere Verhältnis der Dichter gemeint hat. So kann χαλεποὶ δὲ κτλ. λ 156 gegensätzlich oder begründend gefaßt werden, κακὰ δὲ χροΐ κτλ. λ 191 begründend oder folgernd, je nach der Beziehung an die gedacht wird, und nach der Betonung durch die der Sprechende sie andeutet. Das ist keine andere Zweideutigkeit, als die welche so mancher konjunktivische Relativsatz in der reifsten Zeit des Lateinischen aufweist.

66. (S. 135.) Von solcher Anschauung zum Esperanto: einen größeren Abstand kann es freilich nicht geben.

67. (S. 136.) Das Neue Testament, übersetzt von Carl Weizsäcker, zuerst 1874 (bei J. C. B. Mohr in Freiburg i. B.), seitdem in mehreren Auflagen, jetzt auch vereinigt mit der von Kautzsch ebendort herausgegebenen Übersetzung des Alten Testamentes. — Das Neue Testament übersetzt in die Sprache der Gegenwart von Curt Stage (Leipzig, Phil. Reclam) 1896.

68. (S. 137.) „Die revidierte Lutherbibel des Halleschen Waisenhauses, besprochen von Paul de Lagarde." Aus dem zweiten Stücke

der Goettingischen gelehrten Anzeigen des Jahres 1885, besonders abgedruckt Goettingen 1885. Eine in vielen Beziehungen höchst lesenswerte Schrift.

69. (S. 137.) Wahrheit und Dichtung III 11. Die weiter erwähnten drei Epochen sind in den Noten und Abhandlungen zum Divan, unter „Übersetzungen", beschrieben.

70. (S.140.) Weitere Ausführung dieser Andeutungen ist das Thema meiner Schrift „Palaestra vitae. Das Altertum als Quelle praktischer Geistesbildung". — Aus verwandter Grundanschauung sind, bei aller Verschiedenheit der Herleitung und Formulierung im einzelnen, die Gedanken hervorgegangen, die Wilamowitz in zwei Aufsätzen entwickelt hat: „Der griechische Unterricht auf dem Gymnasinm" (Ostern 1900 als Manuskript gedruckt, dann wieder abgedruckt im Anhange zu den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin 6. bis 8. Juni 1900" [Halle a. S. 1901] S. 205—217) und „Der Unterricht im Griechischen" (in dem von Lexis herausgegebenen Sammelwerke „Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen" [Halle a. S. 1902] S; 157—176).

Register.

I.

II.

III.

Druck von Gebhardt, Jahn & Landt G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Inhalt.






UNIVERS


U. C. BERKELEY LIBRARIES
C045998307


208058

